

le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

X

M e i n e

Ausflucht nach Brasilien

oder

Reise von Berlin nach Rio de Janeiro

und

v o n d o r t z u r ü c k ;

n e b s t

einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt,
des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter
dem Volke, und einigen Winken für diejenigen,
welche ihr Heil in Brasilien versuchen wollen

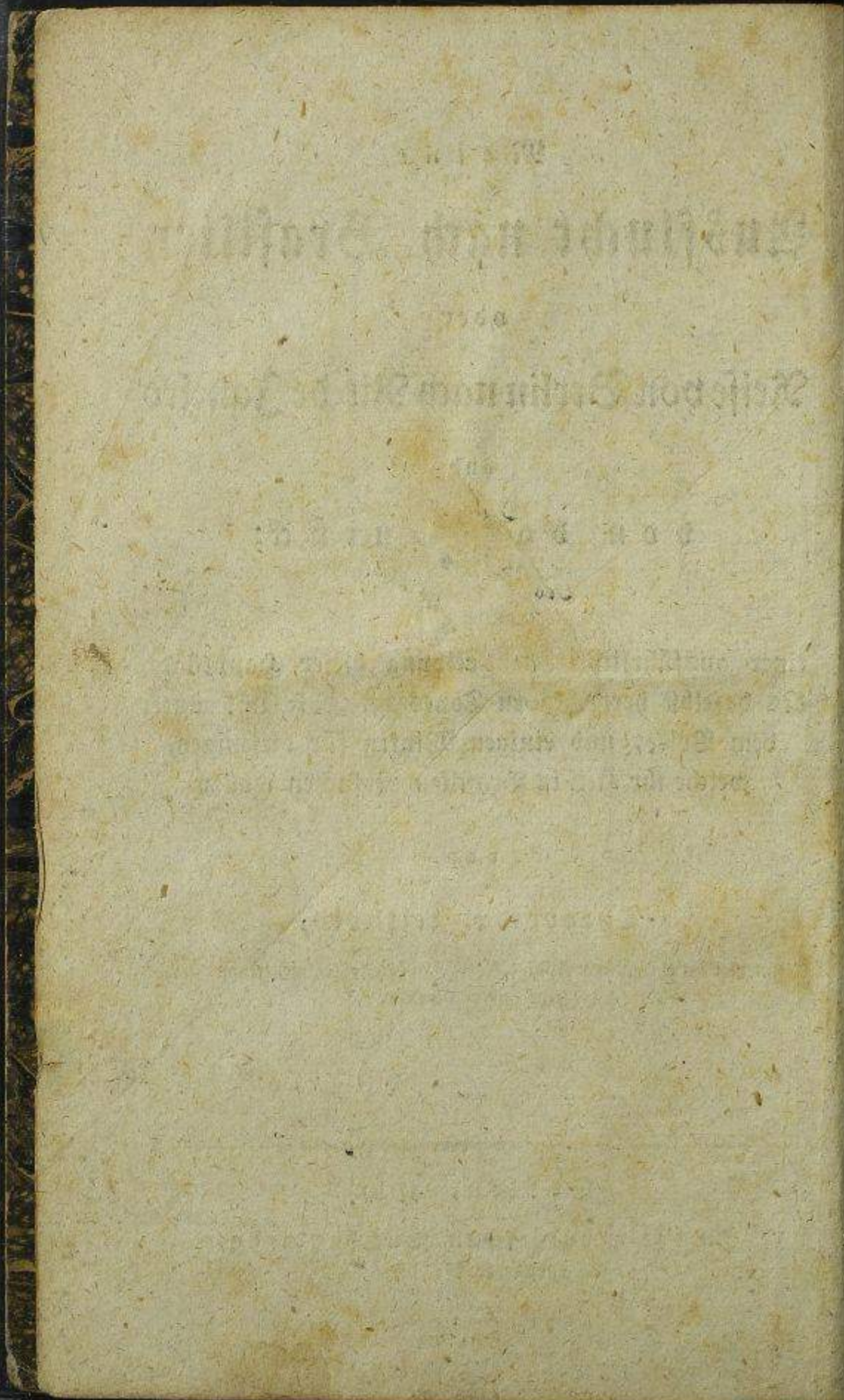
v o n

Theodor v. Leithold,

Rittmeister im ehemaligen Königl. Preuß. Husaren-Regimente von Glethen,
jetzt außer Diensten.

Berlin, 1820.

In der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.



Sr. Excellenz

dem

Königl. Preuß. General-Lieutenant

Herrn von Köckritz,

Ritter des großen schwarzen und rothen Adlers
Ordens 1c. 1c. 1c.

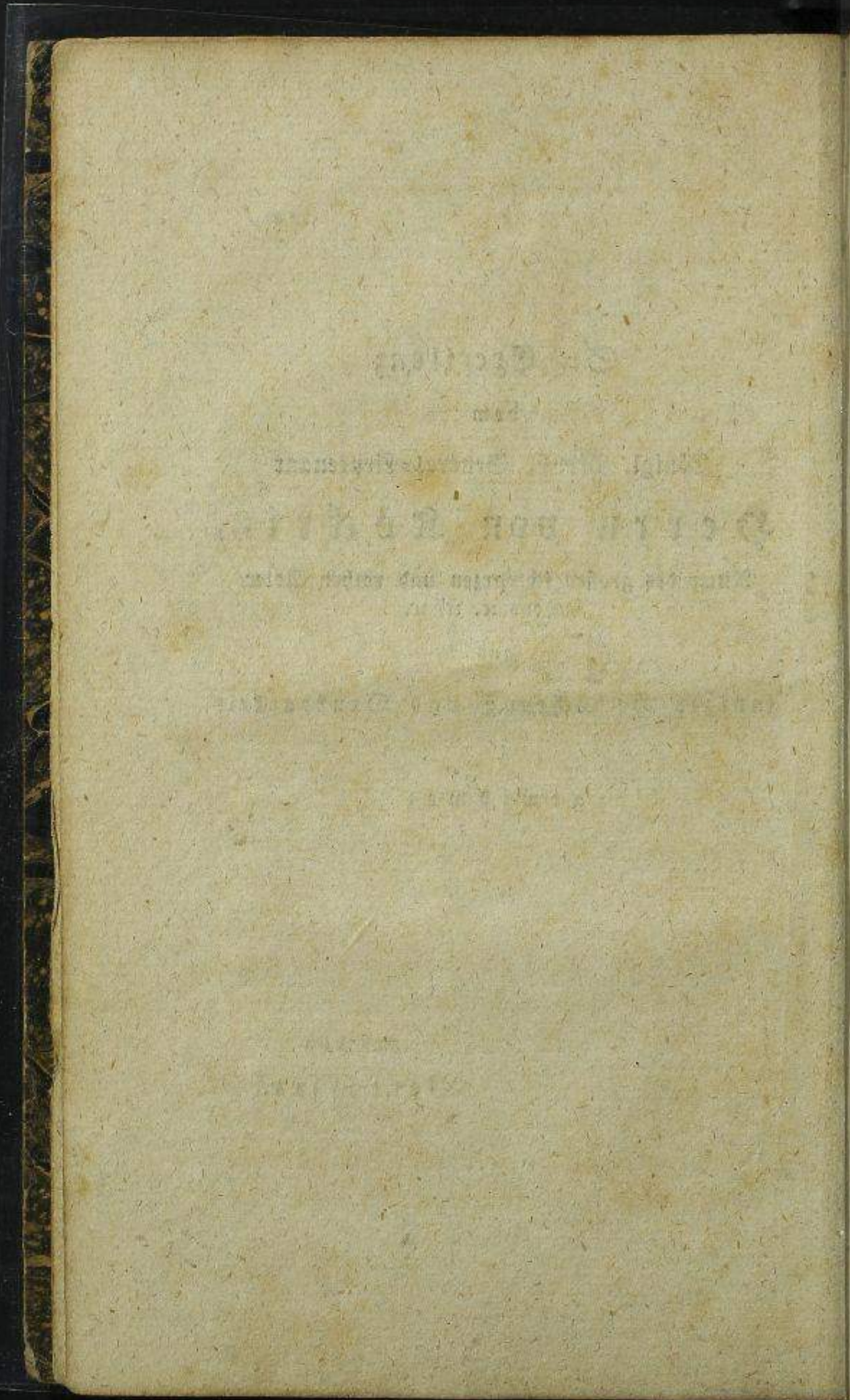
aus

inniger Hochachtung und Dankbarkeit

gewidmet

von dem

Verfasser.



V o r r e d e.

Der Leser wird in dieser Vorrede nicht eine eigentliche Auseinandersetzung des Zweckes dieser Reisebeschreibung erwarten, weil dieser aus dem Ganzen schon zur Genüge hervorgeht; noch weniger aber einen Vorläufer des Inhalts, weil ich dasjenige, was zur Einleitung in das Ganze hier hätte gesagt werden müssen, schon in dem 1sten und 19ten Kapitel berührt habe. Was ich daher hier noch zu sagen für nothwendig finde, ist eine Bitte an die Leser, dieses Werkchen ja nicht höher anzunehmen, als wofür ich es selbst ausgabe; denn ich weiß wohl, daß es nur bloß Bruchstücke oder vielmehr einzelne Materialien sind, mit welchen man kein förmliches Gebäude aufführen kann, die aber doch zum Ausputzen wohl manche Lücke füllen werden. —

Ich verließ mein Vaterland in der sicheren Hoffnung, meinen gesunkenen Glückstern in einer anderen Zone wieder aufgehen zu sehen, und daran knüpften sich nicht nur eine Menge gleichgültiger Begebenheiten, die für den Leser wenig oder gar kein Interesse haben, sondern auch der eigentliche Hebel, den Zweck meiner Reise auch in Rio de Janeiro zu verfolgen, ohne an eine Rückkehr zu denken, vielweniger noch eine Beschreibung dieser Hauptstadt und meiner Reise = Abenteuer durch den Druck herauszugeben. Hieraus folgt nun, daß ich in Rio de Janeiro hauptsächlich nur dasjenige beachtete, was mich zu meinem Zwecke führen konnte; wodurch mir vielleicht aber auch vieles in dieser Hauptstadt entgangen ist, was dem wissenschaftlich gebildeten Leser von dem höchsten Interesse gewesen sein würde.

Allein auch diese wenigen unzusammenhängenden Beobachtungen, während meines viermonatlichen Aufenthaltes in Rio de Janeiro, würde ich, als zu unvollkommen, nicht dem Drucke übergeben haben, wenn ich nicht von so vielen Seiten dazu aufgefordert worden wäre, und dieses aus der Ursache: mei-

nen Landsleuten Brasilien in dem wahren Lichte darzustellen, weil ich selbst, durch Vorspiegelungen getäuscht, ein Opfer der Auswanderungskrankheit geworden bin. Diese Aufforderung zur Ausführung eines guten Zweckes, schien mir der Beachtung werth, und ich theile hier Alles, was ich mit eigenen Augen gesehen und von glaubwürdigen Männern gehört habe, den Lesern gewissenhaft mit. Ich empfehle dieses Buch daher auch denjenigen, welche durch die übertriebenen Lobpreisungen so mancher Schriftsteller und mancher Abentheurer geblendet, ihr Heil in Brasilien versuchen wollen, sie werden beim eignen Sehen und Empfinden gewiß meine Schilderung nicht für Uebertreibung halten, sondern einsehen, daß sie getäuscht worden. Denn diejenigen Schriftsteller, welche die herrlichen Insekten und Pflanzen dieses Landes mit den glänzendsten Farben schildern, sehen auch das bürgerliche Geschäfts-Leben in demselben Glanze prangen, und wahrlich, gerade dieses, außer dem Handel, hat die größte Schattenseite und darin wird jeder, der nicht ein bedeutendes Kapital mitbringt, sein Glück vergebens suchen. Glücklich genug ist derjenige,

dessen Umstände es zulassen, die Rückreise wieder antreten zu können, statt daß der Aermere, in diesem, den Deutschen gar nicht zusagenden, Lande sein Leben, gleich einem Sklaven, in Kummer, Noth und Plage, welche Gefühle zuletzt in Stumpfsinn ausarten, hinbringen muß. —

Uebrigens bitte ich die Herrn Rezensenten, über dieses Werkchen nicht zu strenge ihre Geißel zu schwingen; denn ich habe nur als Husaren-Offizier beobachtet und geschrieben und rechne daher da auf Nachsicht, wo der Soldat vorgeschoben werden kann.

Jh. v. Leithold.

I n h a l t.

Seite

- I. Veranlassung der Reise — Bewilligtes Reisegeld von Sr. Majestät dem Könige — Entsagung aller Ansprüche auf eine Versorgung etc. in meinem Vaterlande — Glänzende Aussichten in die Zukunft — Abreise von Berlin 1
- II. Ankunft in Hamburg — Besichtigung des Schiffs — Weinbruch — Kapitän — Wiederherstellung — Stadt — Jungfernteig — Alsterbassin — Rathhaus — Börsenhalle — Pavillon — Wall — Theuerung — Aufnahme der Fremden — Stolz — Chambres garnies — Besuch von Unglücklichen — Verfälschte Weine — Nachwächter — Abreise 3
- III. Abfahrt — Reisegesährten — Reisekosten — Speisen und Getränke — Bedienung — Nachtlager — Seehunde, fliegende Fische und Meerschweine — Galeren und Delyphine — Madeira — Palma — Cap verd — Windstille — Linte — Hänseln 9
- IV. Gebirgskette — Brasilien — Hafen — Citadelle — Examinations- und Gesundheits-Kommission — Zolloffizianten — Anblick des Hafens — Ankunft in der Stadt — Aufnahme beim dänischen Gesandten — Empfangs-Szene

- Nichte Johanna — Sonderbare Erscheinung 14
- V. Rio de Janeiro — Häuser — Promenade der Einwohner — Campus de St. Anna — Place de Russie — Schloßplatz — Kleinere Plätze — Straßen — Erleuchtung — Cathede — Bassin — Kirchen — Wasserleitung 20
- VI. Schauspielhaus — Schauspiele in portugiesischer Sprache — Italienische Opern — Desmoiselle Fanchott — Madame Sabini — Vesvorst — Orchester — Flötenspieler und Violoncellist — Ballet — Unternehmer — Madame Toussaint — Spanier — Mulattin — Theater; Unternehmer 24
- VII. Stiergefecht am Geburtstage der Kronprinzessin — Schlechte Ausführung — Popanz — Spanisches Stiergefecht, als Original . . . 28
- VII. Briefposten — Telegraph — Wenden — Märkte — Lebensmittel — Fleisch — Gemüse — Obst — Federvieh — Fische — Reis 36
- VIII. Restaurateurs — Kaffeehäuser — Limonade und Orgeade — Porterbier — Fliegen auf den Kaffeehäusern — Wein — Durst — Eglust — Mietthen — Wohnungs; Vermietlungen — Möblirte Zimmer — Mietzwagen — Connenstich — Mietpferde — Reitkunst in Minas — Bau und Eigenschaften der Pferde — Maulthiere 42
- IX. Lebensart im Allgemeinen — Witterung — Sonnenschirme — Müßiggang der Frauen —

- Leere der Straßen am Abend — Handellatschen
 — Expedition der Briefe und Visitenkarten
 durch die Thürspalte — Spaziergang der Pferde
 durch das Puhstimmer — Geheime Gemächer 53
- X. Luxus der Männer und Frauen in der Klei-
 dertracht — Federn — Diademe — Luxus der
 Wäsche — Fächer — Luxus in den Skla-
 ven — Stolzer Gang — Gebrauch bei Hoch-
 zeiten — Weiße und farbige Frauenzimmer —
 Palanquins — Freudenmädchen. 58
- XI. Negerflaven — Milde Behandlung der Neger
 — Ursachen dieser Behandlung — Gewandtheit
 und Körperkraft der Sklaven — Musik und
 Tanz der Neger — Eisgrauer Neger — Bes-
 kleidung — Emanuel — Mächtliche Erschei-
 nung — Negerbegleitung nach einer Kaffee-
 pflanzung — Aufhebung des Sklavenhandels —
 Nichtswürdigkeit eines Geistlichen — Boroku-
 den — Negerinnen mit ihren Kindern bei der
 Wäsche 63
- XII. Ungezieser — Muskitos — Land der Ohrefels-
 gen — Musketairs — Katten und Mäuse —
 Baratten — Bische — Hunde — Krähe —
 Salante Krankheiten — Brüche — Dicke
 Beine 83
- XIII. Demoiselle Jolie — Wohnung derselben —
 Empfang — Harfenspiel — Beifallsbezeugung
 der Fidalgos — Nadderemann's Schülerin —
 Thee — Spaziergang — Abbé Vandéra —
 Galanterie eines jungen Fidalgos — Aeolsharfe 87

- XIV. Pollzey — Kapitaes do matto — Buschneger
 — Grausamkeiten der Neger beim Erwischen
 eines Reisenden &c. — Strafe der entlaufenen
 Sklaven — Pollzey; Ordnung — Zahl der
 Einwohner — Namen der Straßen — Haus-
 nummern — Nächtsliche Beleuchtung — Todte
 Hunde und Maulthiere — Wasserleitungen —
 Feuer — Gefängnisse — Todte und Sterbende 94
- XV. Spiel — Pharobank — Fortbringung der Kran-
 ken — Theater — Prozessionen — Handel —
 Tuchhandlungen — Buchdruckeret — Zeitung
 — Abgaben der Schiffe — Schleichhandel —
 Fabriken und Manufakturen . . . 99
- XVI. Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand
 ambulanz — Untreue seiner Gattin — Haus-
 firen mit dem Porzellan — Anstellung als Arzt
 der Schweizer Kolonie — Ernennung zum
 Leib; Arzt in St. Cruz — Eheliche Verhältnisse 104
- XVII. Hof — Schloß in St. Christoph — Lage —
 Aussicht — Gallerie — Kunststraße — Ver-
 gnügungen des Königs — Charakterzug seiner
 Herzengüte — Meine Vorstellung bei dem
 Monarchen durch den preuß. Gesandten Herrn
 Grafen von Flemming — Kniebeugung beim
 Begegnen des Königs oder eines Gliedes der
 Königl. Familie — Kronprinz Don Pedro 112
- XVIII. Aufwand des Hofes — Begleitung der Königl.
 lichen Familie beim Ausfahren — Festlichkeiten
 bei dem Empfange der Erzherzogin Leopoldine
 von Oesterreich, Gemahlin des Kronprinzen 126

- XIX. Verhältnisse des Königs mit seiner Gemahlin —
 Baise-main — Anzug der Personen, welche
 dieser Feierlichkeit beiwohnen — Thron —
 Cour-Saal — Art, wie das baise-main ab-
 gehalten wird — Musik vor dem Schlosse,
 während der Feierlichkeit — Sechshundert
 Handliffe — Groß-Almosener — Marquis de
 Lolo — Damen — Feierlichkeiten — Cour en
 Salla auf dem Schlosse in der Stadt — Racketen 131
- XX. Schloßkapelle — Kapellmeister — Geringe Ans-
 dacht und Frömmigkeit der Portugiesen — Der
 Hund in der Messe — Damen — Portugiesi-
 sche Predigt — Erneuerte Bekanntschaft mit
 einem Franzosen — Dessen Schicksale . . . 136
- XXI. Militär — Generalstab — Militär-Anstalten
 — Wissenschaftliche Anstalten — Bildende
 Künste — Naturaliensammlung — Vogel aus
 Montevideo — Papageten — Kloster für un-
 glückliche Weiber — Eigene Art sich aus El-
 tersuche zu rächen — Badeanstalten — Etas
 venmarkt 141
- XXII. Umgebungen — Pota Fogo — Schöner Weg —
 Landhaus des Premier-Ministers — Wohnung
 des preuß. Gesandten — Kolibris — Himmlische
 Luft — St. Domingo — Fahrzeuge — Eins-
 siedlerisches Leben in Rio de Janeiro — Stelle
 aus einem Briefe des Herrn v. Langsdorf an
 einen Freund in Deutschland — Vergleichung
 der Gegenden Brasiliens mit der Grafschaft Glaz
 — Pater Correa — Geistliche 147

- XXIII. Ankunft des engl. Gesandten Hrn. Thornton —
Ball beim russif. Generalkonsul Hrn. v. Langsdorf —
Musikchor — Musiktes auf dem Ball —
Stiße — Treten auf die Füße — Banqueter Koche
— Bekanntschaft mit dem ersten engl. reformir-
ten Prediger Mr. Bey's von St. Helena —
Echilderung eines Portugiesen von dem Ge-
schäftsgänge der Regierung und von dem Wutz-
terlande — General Fresinet 157
- XXIV. General Hogendorp — Weg nach seiner Chacre —
Chacre — Empfang — Aussicht — Innere Ein-
richtung der Gebäude — Der Bediente mit sei-
ner Familie — Blumengarten — Oeffnung in
einem Felsen — Kaffeepflanzung — Gerichte
auf der Tafel — Wein und selbst destillirter
Liqueur — Häusliche Verhältnisse — Robin-
son Crusoe — Betrachtung 165
- XXV. Schweizer Kolonie — Meinung über dieselbe
vor der Ankunft — Ankunft der ersten Schiffe
— Kolonisten — Santa Gallo — Unterstützung
von der Regierung — Flucht vieler Kolonisten
in das Innere und deren Wiedereingreifung —
Warnung vor Auswanderungen nach Brasilien
— Wieder Ausgewanderte aus Nordamerika 171
- XXVI. Schicksal des Grafen d'Omervail auf seiner ersten
Reise nach Rio de Janeiro — Bekanntschaft mit
dem Baron Verta — Schiff — Mittagessen auf
dem Schiffe — Einrichtung der Kajüte —
Schiffsladung — Russisches Entdeckungsschiff —
Schiffe zu Bahia 177

- XXVII. Manioc Pflanze — Zubereitung der Wurzel zu Mehl — Tapioka — Bereitung des Farinha aus Mais — Handmühle — Zuckerbau — Zuckermühlen — Zuckerbereitung — Cachaçá — Kaffeeanbau — Kaffeefrucht — Veteran der Kaffeepflanzungen — Widriger Geschmack des Kaffees 181
- XXVIII. Verfolgung meines Schicksals auch in Rio de Janeiro — Neger mit Dolchen — Meine Angst und Jetergeschrei — Rettung durch den Ausruf: Polici! — Ankunft bei den Hamburger Tischlern — Diebstahl — Spanier — Valken 187
- XXIX. Ueber den eigentlichen Zweck meiner Reise — Subsistenz in Rio de Janeiro durch Anlegung einer Kaffeepflanzung — Bittschrift an den König — Gunstbezeugungen des Königs gegen meinen Schwager — Nichtbeantwortung der Bittschrift — Lebewohl dem Lande der zerschellten Hoffnungen und der Plagen! 192
- XXX. Rückreise — Ladung des Schiffs — Fahrt aus dem Hafen — Ungestiefer und Langeweile — Süßes Wasser — Betragen des Schiffskapitans Klaus Hoop — Vergleich mit dem Kapitän Doormann auf unserer Hinreise — Prügel und Anrede an die Schweine — Bosheit des Kapitäns gegen meinen Reisegefährten — Benehmen des jungen Kaufmanns — Zuorkommenheit des Kapitäns gegen mich — Seekarte — Hudibras — Klugheit und Klagen des Kapitäns 197
- XXXI. Kartoffeln — Stockfisch — Hamburger Rinds

- fleisch — Kapitäne — Ungezieser — Skors
 pion — Zwieback — Butter — Thee, Thees
 wasser — Kurieren auf Seemanier 206
- XXXII.** Medizinkasten mit Mixturen, Essenzen 2c. wider
 allerhand Krankheiten — Aeskulaps — Dela
 yphine und deren Vergiftungen — Anekdoten —
 Gefahren auf der Reise — Schiffsdienst —
 Angst des Kapitäns bei Annäherung eines Schiffs
 fes — Vorkehrungen — Wirbelwind — Vor
 gespiegelte, aber nie eingetroffene Gefahren —
 Strümpfe und Hemden 210
- XXXIII.** Vorausberechnung der Ankunft in Hamburg —
 Hayfisch — Säugefisch — Zahl der gefangenen
 Fische auf der Rückreise — Weiß- und Schwarz
 sauer — Klöße — Pannetuken — Pudding —
 Hochbeinige brasilianische Hühner 217
- XXXIV.** Entgegengesetzter Wind — Affe — Vertrau
 lichkeit des Affen mit einem Hühne — Tod
 beider — Sturm — Nachlaß des Sturms —
 Wellen — Witz des Kapitäns — Untergehende
 Sonne — Freude über die Ankunft eines Schiffs
 fes — Gefahr — Wurzelbaum des Kapitäns 222
- XXXV.** Galeren — Empfindung am Abend beim Glanz
 der Sterne und des Mondes — Attraction des
 Mondes — Günstiger Wind — Eber — Lachse —
 Musik der Wellen — Kanal — Leuchthurm —
 Gesundheitskommission — Cuxhaven — Ham
 burg — Ende der Reise 227

I.

Veranlassung der Reise — Bewilligtes Reisegeld von Sr. Majestät dem Könige — Entsagung aller Ansprüche auf eine Versorgung ic. in meinem Vaterlande — Glänzende Aussichten in die Zukunft — Abreise von Berlin.

Meine Vermögensumstände waren durch den Krieg 1806 und dessen Folgen zerrüttet; sie auf irgend eine Weise in der Zukunft zu verbessern, fehlten mir die Aussichten, da ein widriges Geschick, selbst meine Laufbahn als Husaren-Offizier mit Dornen durchflocht. Hier, in deinem Vaterlande, blüht für dich kein Glück, schien mir eine innere Stimme zu sagen, und dieser Stimme vertrauend, beschäftigte sich meine Phantasie nunmehr mit nichts Anderem, als neuen Plänen für die Zukunft in einem fernen Lande. Brasilien! dieses gelobte Land, welches mit seinen ewig grünen Gefilden den Unzufriedenen und Verwaisten ferner Länder liebevoll seinen Schooß öffnet, fesselte meine Aufmerksamkeit, und da viele meiner Landsleute, Nord- und Süddeutsche, besonders Schweizer, dahin auswanderten, so entschloß auch ich mich, die Reise dahin im Jahre 1819 anzutreten.

Bis jetzt genos ich vom Staate ein jährliches Wartgeld von 500 Thalern, bis zu einer sich darbietenden Versorgung im Ewilsfache; ich bat daher Se. Majestät den König, zur Ausführung meines Planes, um eine Summe von 3000 Thalern, welche mir auch gnädigst bewilliget wurde und wogegen ich nicht nur mein Wartgeld abtrat, sondern auch durch die Auswanderungs-Akte auf alle Ansprüche, von welcher Natur sie auch seyn mochten, Verzicht leistete.

Jetzt athmete ich freier; die Fesseln der drückenden Unthätigkeit, in der ich meine Zeit, und vielleicht den kräftigsten und schönsten Theil meines Lebens, hinbringen mußte, waren gelöst, und eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnete sich mir. Es war kein Traum eines irrenden Glückritters, der Schlösser in die Lüfte baut, ohne an ein sicheres Fundament zu denken, nein, der Plan war reiflich überlegt und der Grundstein, auf dem ich mein Gebäude auführen wollte, mein Schwager in Rio de Janeiro, ehemaliger Geschäftsträger des portugiesischen Hofes zu Berlin. Bei dem wichtigen Posten, den er in der Hauptstadt Brasiliens bekleidet; bei der Achtung und Liebe, die er wegen seines biedern Charakters und seiner Kenntnisse im Volke genießt, und bei dem Zutrauen, womit ihn sein Monarch beehrt, konnte ich da wohl noch an einem glücklichen Ausgange zweifeln? —

Meine Angelegenheiten waren geordnet. Ich nahm wehmüthig Abschied von Allen, die meinem Herzen theuer waren, und verließ am 20. Mai mit

meinem Neffen Berlin, meine Vaterstadt, mit un-
nennbarem Gefühl, weil ich nie wieder dahin zu-
rückzukehren glaube. —

II.

Ankunft in Hamburg — Besichtigung des
Schiffs — Weinbruch — Kapitän —
Wiederherstellung — Stadt — Jungfern-
steig — Alsterbassin — Rathhaus —
Börsenhalle — Pavillon — Wall —
Theurung — Aufnahme der Fremden —
Stolz — Chambres garnies — Besuch
von Unglücklichen — Verfälschte Weine
Nachtwächter — Abreise. —

Am Montage, den 23. Mai, langte ich Abends zu
Hamburg an. Am folgenden Morgen begab ich mich
auf das Schiff, welches mich an das Ziel meiner
Reise bringen sollte. Es war ein Dreimaster unter
dänischer Flagge; im Innern sehr schön eingerich-
tet und unten außerhalb mit Kupfer beschlagen, wel-
ches zum schnelleren Segeln sehr vieles beitragen soll,
weil sich kein Meergras ic. ansetzt. Die Kajüte war
nicht nur geschmackvoll decorirt und möblirt, son-
dern auch so geräumig, daß sechs Reisende bequem
auf den breiten, an den Seiten angebrachten, So-
phas schlafen konnten; eben so nett und bequem ein-

gerichtet war die Kajüte des Kapitäns, welche für meine zweite 19jährige Tochter bestimmt war, die ich noch von Berlin erwartete, um mich auf dieser Reise zu begleiten.

Der Kapitän, Namens Doormann, war nicht auf dem Schiffe und ich wollte ihm doch so gern noch an dem ersten Tage nach meiner Ankunft meine Aufwartung machen, um mit ihm die nöthige Rücksprache zu nehmen und das Ganze in Richtigkeit zu bringen. Der Steuermann erbot sich daher, mich auf einem Boote nach der Wohnung des Kapitäns bringen zu lassen, die nicht fern vom Schiffe entlegen war. Ich nahm es an. Beim Aussteigen aus dem Boote mußte ich wegen des überschwemmten Ufers einige Schritte auf einem ausgelegten, etwas ausgehöhlten und fenchten Baum machen; ich glitschte, verlor das Gleichgewicht und fiel, so daß ich mit dem rechten Fuß in der Höhlung des Baumes hängen blieb; ihn nicht nur brach, sondern auch unten beim Knöchel ausrenkte. Ich wurde sogleich von den Matrosen in das Haus des Kapitäns getragen, welches nur noch zehn Schritte davon lag, und von dem Kapitän und seiner Familie in der unglücklichen Lage liebevoll aufgenommen. Es wurde sogleich ein Chirurgus herbeigeholt, der mir den Fuß nicht nur einrenkte, sondern auch den ersten Verband anlegte. Hierauf brachte mich der Kapitän in einem Wagen selbst nach der Stadt in einen Gasthof, in welchem ich, in einem kleinen Zimmer, zwei Monate in der größten Hitze, auf einem Flecke liegend, aushalten

musste. Während dieser Zeit langte meine Tochter an, deren Beistand und Pflege ich meine schnellere Wiederherstellung verdanke.

Dieser Unglücksfall auf der ersten Ausflucht, hätte vielleicht manchem den Muth benommen und ihm ein böses Omen im Spiegel der Zukunft blicken lassen, nicht so mir, der ich nur mit banger Ungeduld die Zeit erwartete, wo ich wieder vom Lager mich erheben und meinen Fuß gebrauchen konnte, um meine Reise fortzusetzen.

Kaum war ich so weit hergestellt, um an einem Stock ausgehen zu können, so besah ich mit meiner Tochter die Stadt. Sie hat bei manchem Unfreundlichen auch viel Freundliches; besonders schön nehmen sich die hohen Giebelhäuser mit den Spiegelfenstern am Schweinmarke aus. Auch das schöne Straßenpflaster von behauenen Felssteinen, welches fast alle Tage, wenigstens auf den Trottoirs, gereinigt wird, verdient einer Erwähnung. Der Jungfernsteig ist ein sehr hübscher Spaziergang und wird auch von den Hamburgern fleißig besucht. Auf dem daran liegenden Alsterbassin sind zwei Pavillons erbauet, in welchen man Erfrischungen aller Art erhalten kann. Das Bassin ist ein ziemlich großes viereckiges Wasserbehältniß, aus welchem die Alster nach der äußeren Alster und diese nach Bremen geht.

Der große Saal des Rathhauses im ersten Geschosse ist sehr schön, und eben so die Säle des zweiten Geschosses, worin die Lotterie gezogen wird. Die Börsenhalle hat schöne Zimmer. Im Lesezims

mer findet man alle nur mögliche Journale in fast allen lebenden Sprachen &c. Der Ballsaal im obern Geschoße ist groß und geräumig; eine in dem Saale rings herum gehende Gallerie ist für die Zuschauer und Musici bestimmt. Der Saal des Handelsgerichtes, so wie die übrigen Geschäftszimmer sind dem Zwecke gemäß decorirt und eingerichtet.

Eine sehr interessante Aussicht genießt man auch von dem Pavillon auf dem Hamburger Berge, die Erholung genannt, auf die Elbe, auf welcher man fortwährend Schiffe und Boote ankommen und abgehen sieht. Der Wall um Hamburg darf, bei einer auch nur flüchtigen Skizze dieser Stadt, nicht vergessen werden, weil er zu den Annehmlichkeiten gehört, die der Reisende daselbst genießt.

In Hamburg ist Alles theuer und wegen dieser Theuerung wird diese Stadt auch Klein-London genannt. Es giebt hier viele reiche aber sehr wenige glückliche Leute; denn Alles dreht sich um das Geld, wie in jeder Handelsstadt, wo der Kaufmann den Ton ansetzt. Ein Fremder, der nicht Kaufmann ist, wird zwar freundschaftlich aufgenommen, wenn er Empfehlungen hat, ist dies aber nicht der Fall, so bekümmert sich kein Mensch um ihn und er kann — verhungern, ohne daß sich nur eine theilnehmende Stimme darüber hören ließe. Mit diesem Handelsgeiste ist auch ein gewisser Stolz verknüpft, den ich selbst habe fühlen müssen. Ich hatte nämlich unter mehreren Empfehlungsbriefen aus Berlin, auch ein Paar an einen angesehenen Kaufmann, einen weit

läufigen Anverwandten von mir; mein unglücklicher Weinbruch verhinderte, daß ich diesem Herrn selbst meine Aufwartung machen und ihm die Briefe übergeben konnte; ich ließ ihm daher durch ein Billet meinen Zustand wissen und bat um seinen Besuch. Der stolze Herr N. N. erschien, sah mich in einem Gasthose zweiter Klasse in einem kleinen sehr mittelmäßig möblirten Zimmer im Bette liegen, erstaunte, blickte in dem winzigen Zimmer umher, und fragte nach einer steifen Verbeugung: „Sind Sie denn wirklich der Bruder der Frau —?“ — Ich antwortete etwas lakonisch: Ja, ich bin es wirklich! Er sah sich hierauf wieder verwunderungsvoll im Zimmer um; beklagte auf die gewöhnliche Weise mein Unglück und empfahl sich bald mit dem Vorgeben: noch Börsengeschäfte abmachen zu müssen. Seit diesem einzigen Besuche hat er sich bei mir nicht wieder sehen, noch sich nach mir erkundigen lassen; und so sind mir mehrere Fälle bekannt geworden. Wegen dieses mich betroffenen Falles wurde ich durch die gütige Theilnahme des preussischen General-Consuls, eines mir ebenfalls ganz unbekanntes Mannes, hinlänglich entschädiget. —

Der Fremde muß in Hamburg sogleich Chambres garnies nehmen, welche monatlich wenigstens um zwei Drittheile wohlfeiler sind, als Zimmer in den Gasthäusern. Sobald es mein Fuß erlaubte, ließ ich mich nach einem solchen Zimmer tragen, welches nicht nur außerordentlich billig, sondern auch sehr geschmackvoll möblirt war. Der Wirth, welcher

mehrere möblirte Zimmer vermietet, ist der Vater Mittelstein, ein sehr rechtschaffener Mann, an der Ellern Thorbrücke, dessen Lokal ich jedem Fremden empfehlen kann. Selbst bei meiner Zurückkunft von Rio de Janeiro, wo alle Zimmer in seinem Hause vermietet waren, räumte er mir aus Gefälligkeit, weil ich mit meiner Tochter nicht gern in einem Gasthause wohnen wollte, seine einzige Wohnstube ein und bezog dagegen ein Dachstübchen.

Bei meiner Anwesenheit in Hamburg, erhielt ich fast täglich Besuche von Unglücklichen, die ich mit nach Brasilien nehmen sollte, allein meine Kasse war in bedenklichen Umständen und so konnte ich für sie nichts thun.

Obgleich hier die Polizei in vieler Hinsicht Lob verdient, so wundert es mich doch sehr, daß Weinhändler öffentlich auf ihren Preis Couranten verfälschten Franzwein und Medoc zu 4 Schillinge das Quart ausbieten können, welcher Wein doch der Gesundheit höchst nachtheilig sein muß. —

Noch erregten hier besonders die Nachtwächter meine Aufmerksamkeit. Es sind nicht nur rüstige Leute, die den wirklich beschwerlichen Dienst in der Nacht pünktlich versehen, sondern sie sind auch nach Art des Militairs gut montirt, tragen dreieckige Hüte und ihre Bewaffnung besteht in Säbel und Flinte. Wie sehr steht dagegen das Nachtwächterkorps in andern weit größeren Städten ab, wo man diesen wichtigen Dienst nur alten invaliden, schlecht montirten Kriegern überläßt, die selbst nur

zu sehr der Ruhe bedürfen und hier noch andere bes
wachen sollen. —

Es ging jetzt von Tag zu Tage mit meinem Fuß
besser, so daß wir, ich, meine Tochter und mein
Nesse, am 1. August auf dem Schiffe *Sophie* die
Reise von Hamburg aus nach Rio de Janeiro antre-
ten konnten.

III.

Abfahrt — Reisegefährten — Reisekosten —
Speisen und Getränke — Bedienung —
Nachtlager — Seehunde, fliegende Fische
und Meerschweine — Galeren und Del-
phine — Madeira — Palma — Cap
verd — Windstille — Linie — Hänseln. —

Bei unserer Abfahrt hatten wir einen interessan-
ten Anblick auf das rechte Ufer bei Hamburg, wo
man den Kalmbilkeschen Garten, die Gärten bei
Blankenese, drei Stunden von Hamburg, und meh-
rere andere Parthien in einer Entfernung von einis-
gen hundert Schritten erblickt.

Hinter Cuxhaven kamen wir in die Nordsee und
aus dieser in den Kanal, wo wir Dover, die Grafs-
chaft Sussex, die Insel Wight 10. 10. in einer Ent-
fernung von 2 Meilen gewahrten. Zwischen Dover
und Calais, wo der Kanal nur 5 bis 6 Meilen breit
sein soll, sah man in dunkler Ferne Calais liegen,

welches daher kam, weil wir der englischen Küste näher segelten. Bald verloren wir alle Gegenstände aus den Augen und gelangten in den Ocean.

Die Reisegesellschaft bestand aus 14 Personen, von denen sieben ihren Aufenthalt in den Kajüten und die andern sieben den andern in dem Nebenverdeck hatten. Unter den Reisegefährten waren mehrere Kaufleute, zwei Tischlermeister mit ihren Frauen, ein ehemaliger dänischer Lieutenant und einige junge Leute, welche auch ihr Heil in Brasilien versuchen wollten.

Von allen Passagieren, waren nur die beiden Frauen der Tischler auf der ganzen Reise seefrank, so daß sie einem Skelette glichen; sie erholten sich aber in Rio de Janeiro in Zeit von 14 Tagen wieder so, daß sie weit gesünder aussahen, als bei ihrer Abreise von Hamburg. Ein Beweis, daß die Seefrankheit, wenn man sie einmal überstanden hat, dem Körper weit eher zuträglich, als nachtheilig ist.

Jeder Reisende zahlte in der Kajüte, mit Einschluß der Beköstigung auf der ganzen Reise, 200 spanische Thaler, ungefähr nach preuß. Gelde 300 Thaler; in dem Nebenverdeck mit Beköstigung nur die Hälfte. Die Speisen in der Kajüte waren ungleich besser, als im Nebenverdeck. Sie bestanden an den Wochentagen in Pflaumen mit Klößen und Speck; Erbsen, weißen Bohnen mit Schweinsböckelfleisch; Kartoffeln, grünen Erbsen mit geräucherter Hamburger Böckelfleisch. Sonntags in Hühnersuppe, Pudding von Mehl, Butter und

Wasser ic. Des Morgens wurde Kaffee mit Ziegenmilch gereicht, letztere jedoch nur sehr sparsam; des Abends Thee mit Schiffszwieback und guter Butter, auch holländischer Käse. Mit Wein und Rum hatte jeder Passagier für seine eigene Rechnung sich versehen. Das in Tonnen von Hamburg mitgenommene süße Wasser, weil das Seewasser, wie bekannt, nicht zu trinken ist, war sehr gut, und, nach dem Filtriren durch einen Tropfstein, so frisch, als wenn es erst aus einem Brunnen geschöpft worden.

Die Passagiere im Nebenverdeck erhielten nur die Kost der Matrosen, welche in Erbsen und Pudding, mit Rauch- und Salzfleisch abwechselnd, bestand. Selten erhielten sie Kartoffeln, welche ihnen, wie den Matrosen, zugezählt wurden.

Auf dem Schiffe herrschte eine sehr große Ordnung und Reinlichkeit. Die Passagiere in der Kajüte wurden von zwei Kajütenjungen bedient, welche sehr reinlich angekleidet waren und jeden Auftrag pünktlich besorgten.

Unser Nachtlager in den Kajüten, waren, wie schon oben bemerkt, die Sophas, nur der Kapitän schlief in einer Hängematte, die er des Abends in der großen Kajüte aufhängen ließ.

Auf unserer ganzen Reise sahen wir weiter nichts Merkwürdiges, als in der Nordsee Seehunde; im Ocean fliegende Fische, Meerschweine und Galeren (eine Conchyli), letztere sehen sehr schön aus und sind haufenweise im Meere auf der Höhe von Portugal anzutreffen. Die Delphine machen auf der einsörmig

gen unabsehbaren Wassermasse noch den größten Zeitvertreib; sie springen aus dem Wasser nach den fliegenden Fischen und erhaschen sie in der Regel. Drei dieser Fische, in der Größe der Heringe, wurden von den Wellen auf unser Schiff geworfen, und von den Matrosen gebraten; sie hatten beinahe den Geschmack der Heringe. Sie fliegen oft schaaarenweise einen halben Fuß, auch darüber, über dem Meere, aber nur in kleinen Distanzen. Bei heiterem, schönem Wetter sind sie überaus munter und ihr Flug ist beim Sonnenschein herrlich anzusehen.

Nach den Delyphnen, welche größer, als bei uns die ansehnlichsten Karpfen sind, und bei hellem Wetter ihre schönen Farben glänzen lassen, stachen die Matrosen mit Harpunen; da aber das Schiff sehr hoch aus dem Wasser ging, weil es nur Ballast geladen, auch unten mit Kupfer beschlagen war, so scheuten sich die Fische vor dem Glanz des Kupfers und die Matrosen waren nicht im Stande auch nur einen zu fangen.

Auf der ganzen Reise hatten wir heiteres und schönes Wetter. Wir fuhren an der Insel Madaira in einer Entfernung von dreißig Meilen vorüber. Dann gewahrten wir die Insel Palma, und weiter hin das Cap verd in einer Entfernung von drei Meilen. Das Cap verd besteht aus mehreren Inseln, die ein hohes Gebirge bilden. Sämmtliche Inseln stehen unter einem portugiesischen Gouverneur, der sich daselbst aufhält.

Bei diesen Inseln konnte uns ein großes Unglück

begegnet. Es trat nämlich eine Windstille ein und die Strömung trieb das Schiff Abends nach 11 Uhr allmählig nach einer der Inseln, die nur aus Klippen bestehen und keinen Landungsplatz enthalten. Auch befürchtete der Kapitän, daß die am Ufer wohnenden Neger uns in ihren Canots einen Besuch abstatten würden, um uns zu berauben. Zum Glück kam eine Price (ein kleiner Seewind), die den Steuermann in den Stand setzte, das Schiff zu wenden und von der zu großen Nähe dieser Inseln abzubringen.

Unter der Linie fand ich nicht die so oft von Reisenden beschriebene große Hitze. Hier wurden alle diejenigen, welche die Linie noch nicht passirt waren, gehänselt, so auch auf der Höhe von Madaira; das heißt: sie mußten nach einem alten Gebrauch den Matrosen ein kleines Geschenk machen. Dieses Hänselfn trifft nicht nur die Reisenden, sondern auch den Kapitän, Steuermann und die Matrosen, sobald sie die Linie noch nicht passirt haben.

Von der Linie rechnet man noch 23 Grad oder 345 Seemeilen bis Rio de Janeiro. Jenseits der Linie blieb uns St. Helena auf der Höhe von 150 Meilen liegen.

Gebirgskette — Brasilien — Hafen — Citadelle — Examinations- und Gesundheits-Kommission — Zolloffizianten — Anblick des Hafens — Ankunft in der Stadt — Aufnahme beim dänischen Gesandten — Empfangs-Szene — Richte Johanna — Sonderbare Erscheinung. —

Am 7. Oktober gewahrten wir eine sehr ausgedehnte und hohe Gebirgskette. Welche Freude, es war Brasilien! — Diese Kette erstreckt sich von Rio Grande, Pernambuco, Cap St. Frio nach dem Hafen von Rio de Janeiro und weiter hinunter nach Buenos Ayres. Beinahe hätten wir den Hafen von Rio de Janeiro verfehlt, welcher in dieser großen Gebirgskette etwas versteckt liegt; nach Aussage des Kapitäns würden wir dann noch vier Wochen länger in der See haben zubringen müssen.

Am 8. Oktober gegen Mittag entdeckten wir glücklich den Hafen, den ein hoher Felsen, einem Zuckerhute ähnlich, von der einen Seite bezeichnet und zu dem diese ungeheure Gebirgskette rechts hineinführt. Gegen ein Uhr liefen wir zur Freude Aller in den sehr romantisch liegenden Hafen ein, nachdem wir die ganze Reise in 68 Tagen ohne den geringsten Unfall zurückgelegt hatten.

Der Eingang des Hafens ist sehr malerisch; zu beiden Seiten erblickt man hohe Felsen mit Palmenbäumen, Klöstern, kleinen niedlichen Landhäusern etc. umgeben. Die Durchfahrt des Einganges dauerte eine halbe Stunde. Bei der ersten Citabelle ward vorbeigefahren, jedoch dieselbe mit Kanonenschüssen begrüßt, welches sie erwiderte. Hinter derselben ging das Schiff vor Anker. Hier genossen wir eines schönen Anblicks auf einen Theil der Stadt und auf den eigentlichen Hafen, in dem eine Menge Kaufahrtschiffe, das große portugiesische Admiralschiff und die ganze Flotte lag.

Raum hatten wir Anker geworfen, so kam aus einer andern uns schräg gegenüber liegenden Citabelle ein Boot mit einem portugiesischen Offizier zu uns, um uns zu examiniern; diesem folgte nach einer Stunde ein großes Boot mit der Gesundheitskommission, um den Gesundheitszustand sämtlicher sich auf dem Schiffe befindender Personen zu untersuchen. Diese Kommission bestand aus sechs Personen. Diesem folgte wieder ein Boot mit Fossofizianten und vier Soldaten, welche auf dem Schiffe blieben. Jetzt wurden die Anker wieder gelichtet und das Schiff lief nun erst, gegen acht Uhr, in den eigentlichen, dicht vor der Stadt liegenden Hafen ein und legte sich hier, dreihundert Schritte von der Stadt entfernt, vor Anker. Hier überblickte ich noch einmal, so weit mein Auge ungestört von allen Seiten in die Ferne reichen konnte, die Schönheiten des Hafens, und ich gestehe es, daß meine Feder viel zu

schwach ist, um auch nur einen Theil desselben nach Würde beschreiben zu können. Selbst unser brave Kapitän Doormann, der bereits die halbe Welt umsegelt und viele schöne Häfen, als zu St. Thomas zc. gesehen hatte, war ganz entzückt von dem zauberischen Anblick desselben.

Nach acht Uhr Abends gingen wir zu unserer großen Freude an's Land. Ich war ganz ausgehungert; denn die meisten Lebensmittel waren bereits ausgegangen, so daß es täglich nur noch gesalzenes Fleisch, Erbsen zc. gab, welche Speisen ich wegen Schwäche des Magens nicht gut vertragen konnte. Meine Nahrung bestand in der letzten Zeit nur aus Graupen- und Hafergräsuppen; des Abends genoß ich gekochten Wein mit eingeweichtem Zwieback.

Um zu der Wohnung meines Schwagers zu gelangen, mußte ich mit meinem, noch nicht völlig wieder hergestellten Fuß eine halbe Meile durch die Stadt zu Fuße machen, da sogleich kein Wagen zu bekommen war. Der Buchhalter eines holländischen Kaufmannes erbot sich sehr freundschaftlich uns bis dahin zu begleiten und so gelangte ich denn mit meiner Tochter und meinem Neffen unter dieser Begleitung glücklich um zehn Uhr des Abends bis vor das Haus meines Schwagers. Wir klopfen an, drücken auf das Schloß der Thür, allein umsonst, das Haus war verschlossen und mein Schwager mit seiner Familie abwesend, welches uns die Neger von innen auf Portugiesisch zuriefen und uns zugleich bedeuteten, daß sie vor Ankunft ihrer Herrschaft Niemanden
das

das Haus öffnen dürften. Jetzt war guter Rath theuer! Spät Abends in einer fremden, auch nicht durch Sprache, Sitten und Gebräuche verwandten, Stadt auf der Straße; ermüdet, hungrig! Was war zu thun? — Ich fragte unsern Begleiter nach einem Wirthshause; er lächelte und sagte: daß wir dann wieder eine halbe Meile zurücklegen müßten. Ein kalter Schauer überlief mich, als ich von einem so weiten Wege hörte. Der Fremde, vielleicht den Eindruck, den seine Antwort auf mich machte, bemerkend, setzte schnell hinzu: er wolle uns zu einem Freunde meines Schwagers, nur hundert Schritte von des letzteren Wohnung entfernt, führen, der uns gewiß liebreich aufnehmen würde, und lief sogleich, ohne erst unsern Entschluß abzuwarten, voran, kam dann zu uns zurück und führte uns zu dem dänischen Gesandten, Herrn dal Borgo d'Olinda, von dem wir auch mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen und mit einem Abendessen bewirthet wurden, über welches wir wie ausgehungerte Wölfe herfielen.

Der Gesandte bemühte sich selbst einige Male zur Wohnung meines Schwagers, um zu sehen, ob die Familie schon da sei. Endlich erschien mein Schwager allein bei uns, im Hause des Gesandten. Die Freude des Wiedersehens nach einer dreizehnjährigen Trennung war unbeschreiblich. Er ersuchte uns von Sehnsucht getriebenen Ungeduldigen nur noch einige Augenblicke bei seinem Freunde zu verziehen, bis er erst seine Frau, meine Schwester, auf den

Empfang so theurer Verwandten vorbereitet hätte. Die Ankunft meines Neffen, meiner Schwester Sohn, sollte mir der Mutter beizubringen überlassen bleiben; allein wie war es möglich nach so langer Trennung hier noch zu warten! Ich lief sogleich hinüber zu meiner Schwester, ohne erst meines Schwagers Vorkehrungen abzuwarten. Sie lag mit ihrem sechsjährigen Töchterchen im Fenster und ahnete schon, daß etwas besonderes vorgefallen sein mußte, weil es ganz außer der Regel war, daß ihr Mann noch so spät zu seinem Freunde, dem Gesandten, geladen ward. Ich übergehe hier die Scene des Wiedersehens mit meiner Schwester, und diejenige mit ihrem Sohne, meinem Neffen, weil nur derjenige meiner Leser sie ganz zu fühlen im Stande ist, den Liebe und treue Hingebung an seine Familie fesseln, und der nach langer Trennung von seinen Lieben sich wie durch einen Zauberschlag wieder mit denselben vereinigt sieht. —

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, setzte uns meine Schwester gegen Mitternacht noch ein kleines Abendessen vor, und obgleich wir erst vor einigen Stunden bei dem dänischen Gesandten, Herrn dal Borgo d'Olinda gegessen hatten, so fielen wir dennoch über den uns vorgesezten kalten Braten und den Kräutersalat mit erneuerter Eßlust her. Gegen ein Uhr erschien der Gesandte, der die Empfangs-scene der Familie hatte allein überlassen wollen, und nur gekommen war, um noch an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen. Wir schämten uns bei

seinem Eintritt in's Zimmer nicht wenig, daß er uns noch einmal so begierig beim Essen fand, da wir doch schon bei ihm so gut bewirtheet worden; allein wir waren zu ausgehungert und der Braten und Salat zu einladend, als daß die Schaam diese Versuchungen hätte überwinden können.

Ein besonderes Vergnügen fand ich in der Unterhaltung mit meiner kleinen sechsjährigen Nichte Johanna, welche schon vier Sprachen: Portugiesisch, Englisch, Französisch und Deutsch spricht und hier von allen angesehenen Personen wegen ihrer Schönheit und Klugheit sehr geliebt wird. Der preussische Gesandte, Herr Graf v. Flemming, welcher meinen Schwager oft besucht, ist ganz von dem Kinde bezaubert. Schade daß das Kind einen ganz sonderbaren Zufall von einem Gewitterschlage durch die Mutter an sich trägt. So oft nämlich ein starkes Gewitter im Anzuge ist, versinkt es in einen tiefen Schlaf und erweckt nicht eher wieder, bis das Gewitter vorüber ist. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist folgende: drei Monate vor der Niederkunft meiner Schwester mit diesem Mädchen, schlug das Gewitter in ihr Haus ein, so daß sie betäubt zur Erde stürzte; und seit dieser Zeit fällt nicht nur die Mutter bei Annäherung und der Dauer eines Gewitters, sondern auch die Tochter in einen tiefen Schlaf. —

Rio de Janeiro — Häuser — Promenade der
 Einwohner — Campus de St. Anna —
 Place de Russie — Schloßplatz — klei-
 nere Plätze — Straßen — Erleuchtung
 — Cathede — Bassin — Kirchen —
 Wasserleitung. —

Rio de Janeiro ist von nicht unbedeutendem
 Umfange, hat aber größtentheils nur enge Straßen.
 Die meisten Häuser sind von einem Stockwerke,
 mit einem einzigen Fenster, welches in vielen Häu-
 sern ganz aus Holz besteht, das heißt, mit hölzern
 en schmalen Gittern, gleich den Gittern vor unsern
 Hühner- und Taubenschlägen, versehen ist. Die Haus-
 thür ist gleichfalls mit einem hölzernen Gitter ver-
 sehen, welches zugleich als Fenster gebraucht wird.
 Durch diese Hausthür tritt man in das einzige nur
 sehr winzige Zimmer des ganzen Hauses. Neben
 diesem Zimmer ist ein kleiner Alkoven und hinten
 heraus eine Küche mit einer Kammer, welche im
 Dache, das aus großen ausgehöhlten Ziegeln besteht,
 ein kleines Fenster mit Glasscheiben hat, wodurch sie
 Licht erhält.

Diese kleinen Häuser sind ohne Fundament von
 dem Erdboden aus ausgeführt. Die Dielen im Zim-
 mer sind auf starke Leisten genagelt und liegen übr-
 gens ohne die geringste Ausfütterung über der blo-
 ßen Erde; man wird sich daher leicht die der Gesund-

heit höchst nachtheilige Feuchtigkeit in diesen Häusern denken können, besonders in der Regenzeit.

Außer diesen kleinen einstöckigen Häusern, giebt es hier mehrere von zwei, drei und auch von vier Stockwerken, mit eisernen und hölzernen Balkons; allein in allen diesen Häusern herrscht dieselbe Feuchtigkeit, so daß man im zweiten Stockwerke keine Stiefeln oder Schuhe mehrere Tage stehen lassen kann, ohne sie nicht mit einem dicken Schimmel überzogen zu finden; und dieserhalb erhält sich daselbst auch kein Fortepiano, welche dort zwar in großer Menge, aber in dem schlechtesten Zustande angetroffen werden.

Die einzige Promenade der Einwohner in der Stadt, ist ein Platz nahe am Meere, halb so groß als der hiesige Gensd'armes Platz. Die Anlagen darauf gleichen einem Küchengarten. Er wird nur von wenigen Menschen besucht.

Der Platz *Campus de St. Anna* ist wenigstens zweimal so groß als der oben erwähnte Gensd'armes Platz, allein größtentheils mit kleinen Häusern umgeben. Auf der einen Seite, nicht ganz in der Mitte, ist ein großer von Holz abgeschlagener Circus, worin Stiergefechte gehalten werden; auf der andern ein großer, nur selten besuchter Garten, ohne Schatten, mit aus Holz geschnitten und ausgemalten Bildsäulen. Dieser Garten soll der Kronprinzessin gehören.

Die *Place de Russie* ist beinahe so groß als der Gensd'armes Platz und mit wenigen schönen Häusern ringsherum besetzt. Das schönste darunter,

ist ein im chineeschen Geschmack aufgeführtes Eckhaus von zwei Stockwerken, und gehört einem reichen Particulier, dem Grafen Rio de Secco. Auf einer andern Seite dieses Platzes steht das große aus Steinen aufgeführte National-Schauspielhaus. In der Mitte des Platzes steht eine schöne Säule von Sandstein, deren Kapital mit sechs eisernen Stangen versehen worden, woran die Bildnisse derjenigen Fidalgos (Edelleute) gehängt werden, die als Landesverräter ausgetreten sind.

Der Schlossplatz liegt am Meere und ist wirklich schön. Auf demselben ist ein herrlicher Springbrunnen, den die mehrsten Schiffkapitäns zu ihrem Wasserbedarf auf der Reise benutzen. Das Schloß hat nur zwei Geschosse und ist in einem ganz einfachen Styl ohne die geringsten Verzierungen aufgeführt.

Ein kleiner Platz vor dem Theater ist nur wegen der Kirche St. Paula und wegen des großen Hospitals, welches jetzt bei dieser Kirche erbauet wird und worüber man wegen der unglücklichen Wahl in Hinsicht der Lage desselben, mitten in der Stadt, allgemein unzufrieden ist, merkwürdig.

Außer diesen Hauptplätzen giebt es noch mehrere kleinere Plätze, die aber nichts Ausgezeichnetes besitzen und daher hier keiner Erwähnung verdienen.

Die Straßen sind, wie schon oben erwähnt, größtentheils schmal, aber mehrentheils gut gepflastert und mit Trottoirs versehen. Der Kinnstein fließt, wie zu Paris, in der Mitte hindurch. Einige Straßen sind von bedeutender Länge und haben wer

gen der niedlichen kleinen Häuser, die parallel zu beiden Seiten fortlaufen, ein sehr freundliches Ansehen. Die nächtliche Erleuchtung der Stadt ist gut und das Ganze, was darauf Bezug hat, sehr zweckmäßig eingerichtet.

Die Stadt hat keine Chore, aber ansehnliche Vorstädte, wodurch sie einen großen Umfang erhält. Cathede, wo mein Schwager und mehrere fremde Gesandten und Consuls wohnen, ist weit gesünder als die Stadt. Diese Vorstadt besteht nur aus einer breiten, ungepflasterten Straße, die nach einem prachtvollen, nur eine Viertelstunde davon entfernt liegenden Bassin führt, der mit Felsen und kleinen niedlichen, von Engländern bewohnten, Landhäusern umgeben ist. Auch die Königin hat daselbst einen Landsitz, Orangeiros genannt.

Cathede wird besonders des Sonntags stark besucht. Fußgänger, Reiter und Wagen steht man dann in Menge; auch der König und die Königl. Familie fahren beinahe täglich hinaus bis zum Bassin und von da wieder zurück, weil die Wege, tiefer im Inneren, schmaler und nicht bequem zu befahren sind.

Rio de Janeiro besitzt nur wenige Kirchen. Ausser der Königl. Schloßkapelle, der Kirche St. Paula, der Gloria, die am Hafen auf einem hohen Berge, wenn man von der Stadt nach Cathede geht, sehr angenehm liegt, und noch einigen kleinen Kirchen, habe ich keine weiter gesehn. In Cathede findet man in einigen Privathäusern, z. B. beim Admiral

Grafen Viana &c., Kapellen, wo Gottesdienst gehalten wird, woran die Nachbarn mit sämmtlicher Dienerschaft Theil nehmen.

Die herrliche Wasserleitung der Stadt verdient die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden. Sie bildet mehrere geschmackvolle, in Sandstein ausgehauene und mit Treppen versehene Springbrunnen, die mit Bildsäulen, gleich denjenigen der Springbrunnen in Paris, geziert sind.

 VI.

Schauspielhaus — Schauspiele in portugiesischer Sprache — Italienische Opern — Demoiselle Faschiotti — Madame Sabini — Tenorist — Orchester — Flötenspieler und Violoncellist — Ballet — Unternehmer — Madame Toussaint — Spanier — Mulattin — Theater-Unternehmer. —

Das Schauspielhaus in Rio de Janeiro, auf der Place de Russie, ist beinahe so groß, als das hiesige Opernhaus, nur nicht so breit. Es werden darin vier, oder fünfmal wöchentlich Vorstellungen gegeben, welche abwechselnd in Lust-, Schau- und Trauerspielen in portugiesischer Sprache und in italienischen Opern nebst Balletten bestehen. Die Vorstellungen in portugiesischer Sprache werden nicht stark

befucht. Ich habe einer einzigen belgewohnt, da ich aber der Sprache nicht mächtig genug war, so kann ich darüber nicht urtheilen, so viel hörte ich jedoch, daß alles in einem Tone gesprochen wurde.

Die italienischen Opern werden hier einzig in ihrer Art aufgeführt. So gab man z. B. während meines Aufenthalts daselbst, sehr oft die Oper *Lancered*, allein ich erkannte sie fast nicht wieder, so jämmerlich ward sie verstümmelt und durch ein schlechtes Orchester verunzt. Eine Demofelle *Faschiotti*, Schwester eines Kastraten der Königl. Kapelle, und eine *Madame Sabini*, sangen leidlich, besonders wurde ihr Gesang durch ein hübsches *Neuferes* gehoben, oder vielmehr anziehend.

Madame Sabini, eine kleine, niedliche, sehr lebhafte Frau, mit feurigen Augen, denjenigen der *Madame Catalani* ähnlich, hatte die Rolle des *Lancered*. Sie sang das *Recitativo*: *O patria dolce!* etc. mit vielem Gefühl; es machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte und die Loge verlassen mußte.

Die italienische Oper: „*Quaccia di Henrico quarto*“, worin Demofelle *Faschiotti* die Rolle der *Marietta* machte, wurde auch oft gegeben. Demofelle *Faschiotti* ist achtzehn Jahr alt, hat ein hübsches *Neuferes* und besitzt viele Anlagen zu einer guten Sängerin, die sie unter der Leitung ihres Bruders vortheilhaft ausbilden kann. Als Schauspielerin fehlt ihr Gewandtheit.

Ein Tenorist, dessen Name mir entfallen ist, singt

recht brav, ist dabei gut gewachsen, besitzt aber eine Magerkeit, die ich noch bei keinem Mann gesehen. Er affectirt sehr, hat viel Lebendigkeit, überhaupt französische Gewandtheit, und soll der Liebling der Damen in Rio de Janeiro seyn. Diese drei Individuen sind die vorzüglichsten Mitglieder der italienischen Oper.

Das Orchester ist sehr schwach besetzt, mit einem Worte — esend; nur ein Flötenspieler, ein Franzose, und ein Violoncellist erregten meine Aufmerksamkeit. Die Violinisten sind unter aller Kritik. Der Violoncellist begleitete eine Arie im Tancred und spielte ein Adagio allein mit so vielem Gefühl und Ausdruck, daß ich erstaunte und, ohne Uebertreibung, den Kapellmeister Komberg zu hören glaubte. Ich erkundigte mich nach diesem Mann und erfuhr, daß er etwas wahnsinnig sei. Ich hörte ihn in der Folge öfter, und sein seelenvolles Spiel wurde mir bei seinem trüben Gemüthszustande noch gehaltvoller.

Die Ballette sind nicht schlecht und werden von den Bewohnern der Hauptstadt, wie in Paris, enthusiastisch geliebt und daher sehr stark besucht. Beim jedesmaligen Erscheinen der Solotänzer und Tänzerinnen wird applaudirt, welches auch bei den Sängern und Sängerinnen in der italienischen Oper geschieht. Sie verbeugen sich jedesmal nach einer rauschenden Beifallsbezeugung sehr ehrerbietig.

Die Unternehmer des Balletts sind Franzosen, ein gewisser Toussaint nebst Frau vom Theater Porte St. Martin in Paris und ein gewisser

La Combe mit seiner Frau, auch aus Paris; der letztere ist der Direktor des Balletts. Sie führen große Sachen auf, z. B. den Tod des Pyrrhus; Paul und Virginie u., auch komische Ballette. Ueberhaupt geben sich die Unternehmer viel Mühe und ertheilen nebenbei den Söhnen und Töchtern der reichen Fidalgos noch Unterricht, wobei sie ein hübsches Stück Geld verdienen und sich ein Vermögen sammeln können, welches auch nur ihre Absicht zu sein scheint, um dann mit ihrem ersparten Gelde nach Frankreich zurückzukehren.

Ich habe der Probe eines Balletts, die um ein Uhr des Mittags abgehalten wurde, beigewohnt, und mich hier von ihren Anstrengungen und Leistungen genauer überzeugt; ich gestehe, daß die Unternehmer den angesehensten Bühnen Europas im Ballett Ehre machen würden. Nach Beendigung der Probe waren Hr. Loussaint und Hr. La Combe so mit Schweiß bedeckt, als wenn ein Eimer Wasser über ihren Körper gegossen worden. Auf meine Frage: ob ihnen das nicht schade, antworteten sie, daß sie bis jetzt noch nicht das geringste Ungemach davon verspürt hätten, indem sie sich gleich warm anzögen und den Zug vermieden.

Madame Loussaint ist eine schöne Frau, etwas stark, und soll sehr großen Versuchungen in der ersten Zeit ihrer Ankunft — die Familie ist jetzt fünf Jahre in Rio de Janeiro — von Paris ausgefetzt gewesen sein, sie ist ihnen aber glücklich ausgewichen und lebt mit ihrem Gemahl sehr eingezogen, aber

höchst glücklich, wodurch sie in der ganzen Stadt in großer Achtung steht und selbst bei denjenigen, die ihren guten Ruf zu beslecken suchten. —

Außer den Franzosen sind auch Spanier und eine Mulattin beim Ballett angestellt. Ein junger Spanier nebst seiner Schwester tanzen recht brav; die Mulattin aber, welche wegen ihres angenehmen Wuchses zuweilen Solo-Parthien erhält, tanzt, als wenn sie von der Tarantel gestochen wird.

Der Unternehmer des Theaters, ein Mulatte, soll vorher Barbier gewesen sein und ist durch diese Unternehmung ein reicher Mann geworden. Die Logen sind sämmtlich vorausbezahlt und bei brillanten Opern und Balletten ist das Schauspielhaus immer mit Zuschauern angefüllt.

VII.

Stiergefecht am Geburtstage der Kronprinzessin — Schlechte Ausführung — Pomp — Spanisches Stiergefecht, als Original. —

Zu den öffentlichen Schauspielen gehört auch das Stiergefecht. Der Circus, worin es gehalten wird, liegt auf dem oben erwähnten Campus de St. Anna. Am Geburtstage der Kronprinzessin, wenn ich nicht irre, sah ich dieses sonderbare Schauspiel; auch nur das einzige, welches während meines Auf-

enthaltenes in Rio de Janeiro gegeben wurde. Die Ausführung war unter aller Beschreibung; selbst die Portugiesen, Brasilianer, Mulatten und Neger pfeiften es aus. Es wurde nämlich ein junger magerer Ochse in den Circus gelassen, den einige bunt ausgeputzte Männer mit rothen Fahnen neckten, um ihn wüthend auf sich zu ziehen; allein der Ochse besaß ein solches Pflagma, daß er, trotz allen Anreizungen, nicht zur Wuth gebracht werden konnte, und wenn es zuweilen schien, als wolle er auf die Herausforderer losgehen, so ergriffen diese aus Furcht schnell die Flucht und kletterten über die Schranken zu den Zuschauern, welche die furchtsamen Ritter mit Pfeifen und einem Regen von Apfelsinenschalen empfangen. Ein anderer Kämpfer lief mit einem gemalten Pferde, gleichsam darauf reitend, dem Ochsen mit langen Pfeilen nach, von denen einer den Hals des Thieres traf, allein ohne Erfolg, der Ochse blieb ruhig, nicht so die Zuschauer, sie fingen an zu schreien, zu pfeifen und zu lärmen und setzten diesen wilden Lärm so lange fort, bis ein anderer Ochse in den Circus herein, und jener herausgelassen ward; aber auch dieser wollte nicht wüthend werden und nach vielen fruchtlosen Versuchen und Bemühungen endigte dieses Schauspiel, welches dem Unternehmer an 6000 Thaler einbrachte, mit Gelächter und Lärmen.

In der Mitte des Circus stand auf einer rothen Kugel ein aus Holz gedrechselter Mann in Lebensgröße, den ein scharlachrother Mantel umhüllte. Auf diesen leuchtenden Ritter ohne Furcht und Tadel lief

nun der Dohse los und warf ihn, nach jedesmaligem Aufstellen, zu Boden, welches wirklich noch den meisten Spas machte und auch die Zuschauer belustigte.

Die Logen waren sämmtlich zu sehr hohen Preisen vermietet und die Bänke ringsherum im Circus mit einer unglaublichen Menge Volks aus allen Klassen besetzt.

Daß dieses sogenannte Stiergefecht nur eine jähmerliche Nachahmung eines spanischen Stiergefechtes ist, wird nachstehende Beschreibung dieses Schauspiels aus dem Gemälde von Madrid *) zur Genüge darthun, welche ich hier wörtlich mittheile, nicht nur um den Kontrast desto auffallender zu machen, sondern auch den Lesern zu zeigen, welches Vorbild hier erreicht werden soll.

„Es schlägt drei Uhr, die ganze Straße von Alcala füllt sich mit Menschen an. Wagen, Reiter, Fußgänger, alles eilt zum Stiergefecht.

Das Colisäum liegt vor dem Thore de Alcala, ein großer Circus mit stufenweisen Sigen umgeben, über dem sich eine Reihe Logen erhebt. Alles ist mit Zuschauern angefüllt; alle Stände, alle Trachten von Spanien, sind bei dieser Gelegenheit beisammen zu sehen.

Der Circus wird geräumt, alle Zuschauer müssen sich an ihre Plätze begeben, der feierliche Aufzug

*) Gemälde von Madrid von E. A. Fischer, Berlin, 1802. S. 345 u. f.

nimmt seinen Anfang. An der Spitze erscheint der Alcalde mit seinen Alguazils in Knoten-Perücken, und dann folgen die Picadores zu Pferde in alter spanischer Rittertracht, und die Banderilleros in bunten behänderten Westchen mit ihren Banderillas. Stolz und gravitätisch schreitet nunmehr der Held des Gefechtes, der unüberwindliche Matador mit seinem Schwerte daher, bis endlich ein ganzes Heer lustiger Personagen, Harlekins, verkleidete Slaven u. s. w. den glänzenden Aufzug beschließen.

Allein das Vorspiel ist geendigt, und die feierliche Corrida wird beginnen. Auf ein Zeichen des Corregidors springen zwei furchtsame Alguazils zum Stalle hin. Zitternd, mit bebenden Händen, mit abgewandtem Gesichte schieben sie den Kiegel zurück, und in voller Wuth stürzt der schnaubende Stier heraus.

Durch das ganze Colisäum ertönt nunmehr ein allgemeines Jubelgeschrei. Tausend Stimmen, tausend gellende Pfeifen um den Stier noch wilder zu machen. — Toro! Toro! — Alles tobt im wilden Getümmel durch einander. Man klaischt in die Hände, man pocht mit den Stöcken, man schlägt auf die Bänke, man schwenkt die Hüte, man figurirt mit den Schnupstüchern und mit den Mänteln. Die ganze Versammlung scheint besessen zu sein.

Unterdessen haben die Picadores dem Stalle gegenüber gehalten. Das Pferd zur Seite gedreht, haben sie den Anfall des wüthenden Stiers erwartet. Jetzt stürzt er plötzlich auf den vordersten zu,

um Mann und Roß in die Luft zu schleudern, aber der Picador hebt seine Lanze auf, bringt ihm eine Wunde am Vorderbug bei, wendet sein Pferd und sprenat zurück. — Bien! Bien! — erschallt es durchs ganze Colisäum! — Der Stoß war vortrefflich geführt.

Der Stier verfolgt seinen Feind und wird vom zweiten Picador empfangen. Dieser ist unglücklich, sein Stoß gleitet ab und die Lanze zerbricht; der Stier schlägt dem Pferde die Weiche auf, der Picador stürzt herunter und würde ohne die Chulos verloren sein.

Aber in dem Augenblicke springen diese flüchtigen Fußkämpfer hinzu und suchen den Stier von ihm abzubringen. Ohne Lanze, ohne Schwerdt, mit nichts als einem Stück Taffent oder einer kleinen rothen Fahne bewaffnet!

Mit welcher Geschicklichkeit wissen sie nicht den Stier durch diese blendenden Farben, durch das beständige Geschrei — „Toro! Toro! a mi!“ — auf sich zu hegen und zu beschäftigen. Aber mit welcher Behendigkeit wissen sie ihm auch im Augenblicke der Gefahr zu entschlüpfen! Er verfolgt sie, er wird sie erreichen, kaum ist er noch eine Hand breit von ihnen ab. — Plötzlich lassen sie ihre Fahnen fallen, und sind mit einem Sprung in Sicherheit *).

Auf

*) Ueber die Bretterwand nämlich, womit der Circus eingeschlossen ist.

Auf diese Art ist es dem Picador gelungen, ein neues Pferd zu besteigen. Seine Ehre ist beleidigt, er muß den erlittenen Schimpf zu rächen suchen. Muthig sprengt er dem Stier entgegen, und verwundet ihn. — „Excellente! Excellente!“ tönt von allen Seiten der laute Beifallsruf, während ein behender Ehulo das Thier von dem Picador zu entfernen sucht.

Aber der Corregidor giebt ein Zeichen. — Trompeten; und Paukenschall. — Die Picadores ziehen ab und die Banderilleros, eine andere Art Fußkämpfer fangen ihre Künste an.

In jeder Hand eine Banderilla *). Kaum eine Spanne von den Hörnern des Stieres entfernt, suchen sie sich ihm von der Seite zu nähern. Vorsichtig folgen sie allen seinen Bewegungen, bis sie den günstigsten Augenblick erblicken. Aber auf einmal sind die Banderillas eingehakt, die Schwärmer gehen los, und der Stier eilt wüthend im Circus herum.

Doch das Schauspiel ermüdet, und die Menge verlangt einen neuen Stier. Stolz und gravitatisch tritt der Matador in den Circus und grüßt die ganze Versammlung. Sein seidner Mantel flattert in die Lüfte und sein blankes Schwerdt glänzt in der Sonne. Er nähert sich, der Stier scheint seinen gefährlichsten

*) Kleine Widerhaken, deren hölzerne Stiele mit Papierschnitzeln umwunden, auch zuweilen ausgehöhlt und mit Pulver angefüllt sind.

Feind zu erkennen, und beide bleiben einander gegenüber stehen.

Alle Zuschauer sind gespannt, im ganzen Amphitheater herrscht eine Todtenstille. Alles bebt vor Erwartung, alles zittert vor freudiger Aengstlichkeit. In dem Augenblicke macht der Stier eine Bewegung und der Matador hält seinen Mantel empor. Ein Augenblick — der Stoß ist geschehen und der Stier stürzt brüllend zu seinen Füßen hin. „Excellente! Excellente! Viva! Viva! — Bien! Bien! — Das ganze Colisäum erobert von Jubelgeschrei, Händeklatschen und Fächerschlagen, Trompeten und Pauken! — ein tausendfältiges Getümmel, das unbeschreiblich ist.

Die Liebhaber steigen in den Circus hinab, der Stier wird untersucht, sie messen die Wunde aus. Man streitet, man zählt die Schritte ab, der Matador wird mit Lobsprüchen überhäuft. Wasser- und Limonaden-Verkäufer, Drangen- und Confituren-Mädchen eilen über den Circus hin. Alles ist in Bewegung, alles besucht sich in den Logen, alle Schnupftücher wehen — und die ganze Versammlung nimmt die Merienda *) ein.

Aber das Thor des Circus wird geöffnet und drei mit Schellen und fliegenden Bändern behangene Maulesel kommen in völligem Galopp herein. Der Stier wird fortgeschleift, die Arena geebnet, jeder

*) Vesperbrod.

elle auf seinen Platz zurück, Trompeten und Pauken verkündigen die Ankunft des zweiten Stiers, und dasselbe Schauspiel wird mit wenigen Veränderungen von neuem wiederholt.

Ist der Stier z. B. äußerst feig, so wird er mit Hunden gehegt; ist er äußerst wüthend, so gehen oft Dugende von Pferden darauf. Das Ende des blutigen Schauspiels pflegt in der Regel äußerst lustig zu sein.

Da sind z. B. Strohmannen mit Blei an den Füßen, die zehnmal vom Stier in die Luft geschleudert, doch immer wieder zum Stehen kommen; abgerichtete Affen, die ihm zwischen die Hörner springen, und sich bei jedem seiner vergeblichen Stöße auf das pösslichste gebehden; Harlekins mit großen Ballons; als Weiber verkleidete Chulos mit ungeheueren Fächern u. s. w. Dann und wann sieht man einen Regier, der dem Stier auf den Rücken springt, ihm einen mit Stacheln versehenen Riemen um die Schnauze zieht, die Enden mit den Zähnen hält und auf der Guitarre dazu spielt u. s. w.

Zu allerletzt kommt der sogenannte Embolado, ein Stier mit ledernen Kugeln an den Hörnern, der den Aficionados oder Liebhabern Preis gegeben und nur im Nothfall von einem eigentlichen Matador getödtet wird.

Und das sind die Stiergefechte, die hier regelmäßig zweimal im Sommer gegeben werden. Bei jeder Corrida werden achtzehn Stiere, sechs des Morgens, eigentlich blos zur Probe, und zwölf des

Nachmittags zur eigentlichen Fiesta gebraucht. Je größer die Hitze ist, desto wüthender pflegen auch die Stiere zu sein.

Die Plätze im Colisäum steigen von zwei bis zu vier, acht und zehn Realen, je nachdem sie in der Sonne, im Schatten, auf den Gradass oder in den Logen sind. Die Corridas werden für das Hospital general administrirt. Der Aufwand wird zu tausend Piaftern, die Einnahme wenigstens auf zweitausend berechnet. Ein Matador bekommt sechszig bis achtzig Piafter, ein Picador funfzig bis sechszig, ein Chulo und Banderillero vierundzwanzig bis dreißig u. s. w.“

VII.

Briefposten — Telegraph — Wenden —
 Märkte — Lebensmittel — Fleisch —
 Gemüse — Obst — Federvieh — Fische
 — Reis. —

Briefposten nach dem Innern des Landes, giebt es, außer nach Minas, wenn ich nicht irre, hier nicht. Die Entfernung der übrigen Provinzen oder Kapitänerien von der Hauptstadt ist zu groß und die Wege zu schlecht, als daß man auf Anlegung derselben bedacht sein könnte. Die Korrespondenz wird durch die Schifffahrt besorgt. Die kleinen Fahrzeuge, welche mit den andern Häfen Brasiliens

in Verbindung stehen, übernehmen die Säfte mit den Briefen und befördern sie nach den Hauptörtern der Kapitänerien, wo dann ein jeder, weil es hier keine Briefträger giebt, die jedem die Briefe ins Haus bringen, sie sich von dem Bureau selbst holen muß. Bei dem gegenwärtigen lebhaften Handel längs der Küste und mit Europa, wäre es wohl zu wünschen, daß hier mehr Ordnung in das Postwesen gebracht würde, um dadurch die Handelsverbindungen und den Verkehr zu erleichtern.

Auf einem hohen Felsen bei der Stadt, ist auch ein Telegraph angelegt worden, der, wie ich glaube, nach Pernambuco correspondirt.

Besonders merkwürdig sind in der Hauptstadt Brasiliens die große Anzahl Viktualienläden oder vielmehr Wenden, wie man sie hier heißt; keine Straße, kein Gäßchen, selbst fünf bis sechs Stunden im Umkreise der Stadt, wo man nicht eine Wende, in weniger Entfernung von der andern erblickt. Diese ausgebreitete Art des Handverkaufs rührt von der Bequemlichkeitsliebe oder vielmehr von der Sorglosigkeit, womit die Portugiesinnen ihre häusliche Oekonomie betreiben, her; denn Alles wird hier beim Hölzer, Alles en detail eingekauft. Der Geruch der einem aus einer solchen Wende, die immerwährend mit betrunkenen Sklaven angefüllt ist, entgegen duftet, ist entsetzlich. Man bekommt in diesen Läden Schweinefleisch, Speck, Lichte, Porterbier, Del, Essig und verschiedene andere Viktualien. Eine solche Wende gehört gewöhnlich einem reichen Partikulier,

der sie vermietet, verpachtet, oder auch nur einen Menschen hinein setzt, der den Verkauf besorgt und darüber seinem Herrn Rechnung ablegt. Man kann sich leicht denken, was diese Wenden den Eigenthümern einbringen müssen, da sie täglich stark besucht werden. —

Öffentliche Märkte giebt es hier auch, worauf man Lebensmittel aller Art findet. Besonders interessant sind die Thier- und Fruchtmärkte. Auf den ersteren werden Affen zu vier bis sechs, Papageyen zu vier bis zehn Thaler preuß. Courant und anderes kleines und großes Federvieh zu verschiedenen Preisen verkauft; auf den letzteren lächeln einem Ananasse, Bananen, Melonen, Apfelsinen und andere Südfrüchte entgegen. Auch das Brennholz wird nicht wie bei uns auf den Holzmärkten vorräthig eingekauft und eingefahren, sondern von dem Gemüsemärkte bündelweise zu jedem täglichen Bedarf gekauft und von den Sklaven nach Hause getragen. So gewahrt man die Köche aus den ersten Häusern mit einem Sklaven hinter sich, der außer dem Korbe mit den eingekauften Lebensmitteln, auch ein Bündel Holz trägt, vom Markte heimkehren.

Die vorzüglichsten, ja unentbehrlichsten Lebensmittel kommen aus entfernten Ländern; z. B. das Mehl aus Nordamerika, besonders viel aus Valparaiso; die Butter und Kartoffeln aus England, beide Artikel sind hier sehr theuer; die Zwiebeln aus Portugal; der Wein aus Frankreich, Spanien, Portugal, von der Insel Madeira &c. Das Schweinefleisch

ist das beste Fleisch in Rio de Janeiro; es ist nicht so weiß, auch nicht so fett wie das unfrige, aber dennoch sehr gut und genießbar. Das Rindfleisch ist schlecht; es kommt aus dem Innern und ist sehr abgetrieben, weil es unter Weges an Fütterung fehlt; denn das wenige Gras zwischen den Felsen ist von der Hitze größtentheils vertrocknet. Dem Gemüse fehlt es an Kraft und Saft, es hat auch keinen Geschmack und kömmt dem Europäischen in keiner Hinsicht gleich. So haben z. B. die grünen Erbsen und Bohnen hier gar keinen Geschmack, und gleichen, nachdem sie geschnitten und gekocht worden, dem getrockneten Heu, welches wahrscheinlich der zu schnellen Vegetation zugeschrieben werden muß.

Das schöne europäische Obst vermisht man hier ganz. Citronen habe ich hier gar nicht gesehen, dagegen aber Limonien (*Malus Limoniae*), welche einen sauren widrigen Geschmack haben, so wie alle hier einheimische und hier kultivirte Früchte einen widrigen medizinartigen Geschmack besitzen. Die Gurken sind hier sehr gut, so auch die Melonen. Die Weintrauben werden hier unreif abgepflückt und verkauft, weil sie durch die anhaltende Hitze nicht gerathen; selten bekommt man eine reife Weintraube zu essen. Apfelsinen giebt es hier in Menge; vier bis fünf Stück erhält man für einen Bintem, ungefähr einen Groschen nach unserm Gelde; sie sind aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich gut und haben dann keinen süßen und angenehmen Geschmack. Zu Bahia, welches bekanntlich der Linie weit näher liegt, sollen

sie das ganze Jahr hindurch sehr süß und wohl-
 schmeckend sein. Man hat auch sehr viele grüne
 Apfelsinen zu Rio de Janeiro, welche eine sehr dicke
 Schale besitzen; man hüte sich viel davon zu essen,
 weil sie den Magen sehr kühlen; gewöhnlich ist man
 sie mit französischem Brode, welches, außer dem
 Farinha für die Sklaven, das einzige Brod ist, wel-
 ches man hier hat. Es giebt hier sehr viele fran-
 zösische Bäcker, welche sich bereits seit mehreren
 Jahren angeseßelt haben, alle Vermögen besitzen, ja
 mitunter reich sind, und dergleichen Brod backen.
 Nach einer Berechnung mit unserm Schiffskapitän
 haben wir ausgemittelt, daß ein solches französisches
 Brod, von der Größe, wie man sie in Frankreich und
 zu Hamburg backt, noch einmal so theuer ist, als in
 dem zuletzt genannten Orte.

Ananasse giebt es hier gleichfalls in Menge, sie
 haben mitunter die Länge eines Fußes und gelten das
 Stück vier bis fünf Groschen nach unserm Gelde.
 Sie verursachen, wenn man mehr als einige Schei-
 ben davon ist, eine außerordentliche Wirkung im
 Geblüt. Man ist sie gewöhnlich wie Beignets oder
 Apfelschnitte; und statt Apfel Ananassscheiben, welche
 sehr gut schmecken.

Bananas, eine hier einheimische Frucht, in
 Form einer Feige, hat etwas Aehnliches mit einem
 Apfel, dabei aber einen widrigen medizinischen Ge-
 schmack. Sie werden auch als Beignets gegessen,
 wo der widrige Geschmack durch die Zubereitung
 etwas verloren geht. Ueberhaupt darf man hier an

gute kräftige Sachen nicht denken. Die Milch von dem abgetriebenen, halb verhungerten Vieh ist sehr schlecht. Die Käse von Minas haben die Größe und Form der Holländischen, sind aber sehr trocken und schmecken nach Ziegenkäse. Die jungen hochbeinigen Hühner sehen elend aus, welches von der schlechten Nahrung herrührt; ein solches schlecht genährtes junges Huhn kostet eine Pataka, oder nach unserm Gelde ungefähr zwölf Groschen; ein größeres zwei bis drei Patakas. Puten, Gänse und Enten giebt es hier auch, sie sind aber gleich dem übrigen Federvieh übertrieben theuer.

Fische sind in Menge zu haben, man scheint sich hier aber nicht viel daraus zu machen, wenigstens habe ich sie nicht oft auf der Tafel gefunden; ihr Geschmack ist sehr weichlich.

Austern giebt es auch hier, sie sind aber sehr schlecht. Auf den kleinen Felsen von Granit sind bisweilen Austerbänke.

Der Reis ist hier sehr wohlfeil und als ein vorzügliches Gericht auch sehr beliebt.

Restaurateurs — Kaffeehäuser — Limonade
 und Orgeade — Porterbier — Fliegen
 auf den Kaffeehäusern — Wein — Durst
 — Ekflust — Mietben — Wohnungs-
 Vermiethungen — Möblirte Zimmer —
 Wie hzwagen — Sonnenstich — Mieths-
 pferde — Reirkunst in Minas — Bau
 und Eigenschaften der Pferde — Maul-
 thiere. —

Es giebt hier, außer mehreren portugiesischen Restaurateurs, deren Anstalten Casa di pasta genannt werden, auch zwei französische, bei denen man ziemlich gut ißt, aber auch gut bezahlen muß. Sie erzählten mir, daß sie vor einigen Jahren viel verdient hätten, jetzt aber zusehen müßten.

In den Kaffeehäusern gilt eine Portion sehr schlechten Kaffee vier Vintems (vier Groschen preuß.). Eine solche Portion besteht aus einer ziemlich großen Kanne Kaffee, wozu man unroffinirten Zucker und sehr schlechte Milch, die dem Wasser ziemlich ähnlich ist, ein französisches Brod, nebst etwas schmieriger Butter erhält, welche aus England kommt. In einem solchen Kaffeehause erhält man auch Limonade, aber nicht von Citronen, sondern von Limonien; ein sehr widriges Getränk; so auch Orgeade, welche wegen der großen Hitze gleich sauer wird. Das sogenannte

Porterbier, welches man hier erhält, kommt aus Schweden, die kleine Bouteille wird mit einer Pataka (zwölf Gr. preuß.) bezahlt. Dieses Bier würde recht gut sein, wenn es nicht durch die weite Reise einen säuerlichen Geschmack bekommen hätte. Der Preis dieses Biers ist ziemlich bedeutend.

Wegen der Schwärme von Fliegen, die auf den Kaffeehäusern haufen, kann es ein Fremder nicht lange darin aushalten. Die Brasilianer sind vertrauter mit diesen Insekten und fühlen daher ihre Beschwerde nicht, welches wohl die Gewohnheit und der tägliche Umgang mit denselben Jahr aus Jahr ein zuwege bringen mag. Bei uns, wo sie sich nur in heißen Sommern in ziemlicher Anzahl einzufinden pflegen, suchen wir uns gern ihren leichten Stichen und ihrem Gesumme auf jede mögliche Weise zu entziehen. Es giebt hier auch Kaffeehäuser mit Billards, die ich aber nicht besucht habe.

Der wohlfeilste Wein in Rio de Janeiro kostet die $\frac{3}{4}$ Bouteille $\frac{1}{2}$ Pataka. Er wird Lissaboner Wein genannt und schmeckt nicht übel. Es scheint eine Art Landwein aus Portugal zu sein. Ich trank ihn dort täglich mit Wasser vermischt. Die übrigen Weine sind zu hitzig und auch zu theuer.

Man kann von dem leichten Lissaboner Wein sehr viel trinken, ohne daß er der Gesundheit nachtheilig ist. Wasser ohne Wein, Rum oder einen andern Zusatz zu trinken, ist schädlich und geschieht hier nie. Ich erinnere mich, daß ich einmal mit einem Bekannten Mittags bei dem Essen drei Bou-

teillen dergleichen Lissaboner Wein mit fünf Bourteillen Wasser getrunken habe, ohne auch nur den geringsten Nachtheil in Hinsicht der Gesundheit zu verspüren. Es scheint, daß die außerordentliche und anhaltende Hitze viel Flüssigkeiten verlange, weil der Körper in einer immerwährenden Transpiration bleibt. Auch die Eßlust ist hier nicht minder stark, und bergterig fällt man nach einem erst vor einigen Stunden eingenommenen Mahle wieder über ein neues her.

Die Mieten sind hier entsetzlich hoch. Ein ganz gewöhnliches Haus, dessen Einrichtung ich bereits oben beschrieben habe, kostet monatlich ohne Möbel gegen 14 bis 16,000 Rees, ohngefähr 24 Thaler preuß. Cour. Wenn ein Haus leer wird und vermietet werden soll, so wird an die Hausthür nur ein weißes Quarzblatt Papier geklebt, welches bedeutet, daß man es zu vermieten wünscht. Mietheslustige erkundigen sich dann bei den Nachbarn nach dem Eigenthümer des Hauses und seiner Wohnung. Ist der Kontrakt, bei dessen Anfertigung zwei Zeugen zugegen sein müssen, in Richtigkeit gebracht, so erhält man vom Wirth des Hauses den Schlüssel zu der Wohnung und schaltet und waltet damit, wie mit seinem Eigenthume, weil man von dem Wirth nicht weiter behindert wird. Größere Wohnungen sind verhältnißmäßig weit theurer als in Berlin. Möblirte Zimmer giebt es hier nur wenige, dabei sind sie theuer und schlecht. Ich wohnte zwei Monate in der Rua di Dvidore bei dem französischen Restaurateur Farrou, und

mußte für eine schlechte Kammer, worin ein Ruhebett, ein Tisch und drei Stühle standen, und das Licht nur durch eine Glaschüre einfiel, monatlich zehn Thaler preuß. Cour. geben. Ein Franzose, Namens Armand, den ich in Königsberg in Preußen kennen lernte und dessen Bekanntschaft ich sonderbar genug hier in der Schloßkapelle erneuerte, hatte bei einem Damenschneider seiner Nation bloß einen Verschlag mit Leinwand, oder vielmehr Gaze überzogen, gleich den Speisekammern bei uns, worin ein Ruhebett, ein Tisch und ein Stuhl standen, gemiethet, und mußte für dieses erbärmliche Gemach monatlich gleichfalls zehn Thaler bezahlen.

Die Miethswagen oder sogenannte Fiacre stehen hier in unglaublich hohen Preisen. Man muß einen solchen Wagen den Tag vorher bestellen und dies gleich auf einen ganzen oder halben Tag, weil eine kürzere Zeit nicht angenommen wird. Ein solcher Wagen hat zwei Räder, ist klein, halb bedeckt, innerhalb mit rothem oder grünem Saffian ausgeschlagen, allein so schmal, daß kaum zwei Personen darin sitzen können. Vorne sind zwei lederne Vorhänge den Regen abzuhalten, und auf jeder Seite ein Schiebfenster, um bei der großen Hitze wenigstens reine Luft zu athmen. Zwei abgetriebene Maulesel von einem fast immer betrunkenen Fuhrmann, der auf einem der Thiere reitet, angetrieben, ziehen diesen Wagen, der viel Aehnlichkeit mit den kleinen Kutschen in den Affen- und Hunde-Komödien hat, die in großen Städten Deutschlands, Frankreichs ic. in eigens

dazu erbaueten Buden zur Belustigung des Pöbels und der Kinder von herumziehenden Italienern gegeben werden. Man zahlt für ein dergleichen Fuhrwerk, dessen sich auch die vornehmsten Fidalgos bedienen und in dem die Kammerherren hinter der Königl. Equipage fahren, mit Einschluß des Trinkgeldes für den Kutscher, auf den ganzen Tag, von sieben Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts, zehn Thaler nach preuß. Gelde; für den halben Tag, von sieben Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags, oder von zwei Uhr bis zwölf Uhr Nachts, sechs Thaler. Muß ein solcher Wagen lange an einem Orte, z. B. beim Theater ic. halten, so spannt der Fuhrmann die Maulesel aus und bringt sie so lange hinter den Wagen, um sie von dem Druck der Gabeldeichsel zu befreien. Wenn die Thiere gefüttert werden sollen, und er hält an irgend einem Orte auf der Straße, so spannt er die Maulesel aus, öffnet den Wagen, dann die Klappe des Fußkastens, worin türkischer Weizen liegt, und läßt sie daraus fressen, welches dem Fremden einen sonderbaren Anblick gewährt. Zuweilen erhält man bei dem Wagen auch einen Bedienten mit einer Fackel, der auch noch ein Geschenk von zwei Patakas verlangt.

Das Erlauchten der Straßen beim Fahren des Abends durch Fackeln, ist hier sehr nothwendig, weil es im Sommer schon nach acht Uhr finster wird und man an den Tagen des baise-main sehr leicht wegen der Menge Wagen, die auf den Straßen in Bewegung sind, zusammenstoßen kann. Uebrigens läßt es

sich in diesen kleinen Wagen nicht nur bequem, sondern auch sicher fahren; und obgleich der Fuhrmann selten nüchtern ist, so besigt er dennoch eine solche Gewandheit, daß nicht leicht ein Unglück zu befürchten ist; ja ich gestehe, daß die Führer der Kabrioletts in Paris hierin keinen Vorzug verdienen.

Da der Preis dieser in großer Anzahl vorhandener Wagen sehr hoch ist, so giebt es hier noch zwei große bedeckte Wagen, die sechs Personen aufnehmen können und wo jede Person nur drei Patakas oder 1½ Thaler preuß. zahlt. Diese Wagen sind innerhalb mit Leder ausgeschlagen und jeder mit vier Maulseeln bespannt. Drei Personen können ziemlich bequem im Hinterthelle und drei rückwärts sitzen.

Diese Wagen fahren alle Tage nach St. Christoph. Man läßt sich den Tag vorher einschreiben und zahlt sogleich drei Patakas. Die Abfahrt geschieht jeden Nachmittag um vier Uhr. An gewissen Audienztagen fährt er erst auf dem Wege nach St. Christoph, hinter Catombi, zu dem ersten Staatsminister Thomas Antonio, welcher allen denjenigen, die zu dem baise-main nach dem erwähnten Orte fahren, vorher Audienz ertheilt, die bis sechs Uhr dauert; von dort geht's dann in einer halben Stunde nach St. Christoph zum Könige, bei dem das baise-main gegen acht Uhr seinen Anfang nimmt. Man sagte mir, daß das ganze Miethsfuhrwerk eine Unternehmung der Geistlichen sei, die damit viel Geld verdienen und es jedesmal zu hintertreiben wüßten, wenn ein Fremder bei der Regier

rung um die Erlaubniß nachsuche, ein dem Lande
 angemesseneres, bequemerer und zugleich weit wohl-
 felleres Fuhrwerk, nach Art der Droschken in Berlin,
 einzuführen. Ein gutes Fuhrwerk wäre hier wegen
 der entfernt liegenden Stadthalle sehr zu wünschen,
 weil man ohne Nachtheil der Gesundheit nicht sehr
 viel zu Fuße gehen kann, welches ich leider! selbst
 erfahren habe, weil ich aus Oekonomie öfters des
 Mittags zu Fuße zu meinem Schwager nach Cathede
 ging, wozu ich anderthalb Stunden gebrauchte. Ich
 ging in der Mittagshize nie mit einem Sonnenschirm,
 der hier allgemein gebräuchlich ist, kam aber auch
 dafür so erschöpft bei meinem Schwager an, daß ich
 mich jedesmal erst eine halbe Stunde auf ein Ruher-
 bette legen und erholen mußte.

In der Mittagshize muß man sich hier sehr in
 Acht nehmen den Kopf zu entblößen, weil man leicht
 einen Sonnenstich erhalten kann, der, nach der Er-
 fahrung der hiesigen Aerzte, unheilbar ist. Man vers-
 fällt nämlich in eine Art Wahnsinn, der nur mit
 dem Lebensfunken aufhört.

Die Mietpferde sind hier verhältnismäßig eben-
 so theuer, als die Wagen; sie werden auch nur auf einen
 ganzen oder halben Tag verliehen. Auf einen halben
 Tag habe ich vier Patakas oder zwei Thlr. preuß. ge-
 ben müssen. Diese Pferde sind gut, nicht sehr groß,
 ungefähr wie die polnischen Pferde; aber sehr schön
 gebaut, besonders im Kreuz; sie kommen aus dem
 Innern. Ein dergleichen gut gebauetes junges Pferd
 kostet zwölf, funfzehn bis zwanzig Louisdor. Es
 wird

wird mit türkischem Weizen und etwas Kappi, einem langen, schilffartigen Grase, welches hier sehr theuer ist, gefüttert. Obgleich die Unterhaltung eines solchen Pferdes kostbar ist, so hält sich hier doch beinahe ein jeder eins. Die Kleidermacher reiten zu ihren Kunden, und haben einen kleinen Sklaven von zehn bis zwölf Jahren hinter sich, der die verfertigten Kleider in einem großen Bündel auf dem Kopfe trägt und dicht am Schwanze des Pferdes seines Herrn, wenn derselbe Trab reitet, mit trabt, welches eine höchst komische Szene darstellt.

Bei den Miethspferden wird es nicht unwichtig sein, hier dasjenige, was Herr von Eschwege in seinem Reisejournal, S. 120 u. f., über die Reitkunst in Minas sagt, wörtlich anzuführen, weil es auch auf Rio de Janeiro paßt und ich nichts Besseres und Passenderes sagen kann.

„Zwei erwachsene Söhne des Hauses trieben das Schneiderhandwerk und dabei die Reitkunst unter der Aufsicht ihres Vaters, der, wie mir gesagt wurde, der beste Bereiter in Minas sein sollte. Er hatte sechs schöne Pferde, wovon einige schon ganz gut geritten waren.“

„Die Reitkunst ist überhaupt eine Passion der Minasos, und man findet selten ein Gut, wo nicht ein oder der andere versteht, sein Pferd zureiten. Die Wohlfeilheit der Pferde, die leichte Unterhaltung derselben, die weiten Entfernungen von einem Orte zum andern, die Kirchenfeste, bei denen fast immer Cavalcadas oder Caroussel, Reiter

reiten veranfaßt werden, alles dieses trägt dazu bei, daß Jeder und selbst die Weiber von Jugend an zu reiten gewohnt sind, und mit Pferden umzugehen verstehen, und die Caroussel, Reiterzilen machen den Trieb rege, gut zu reiten, um zu brilliren.“

„Ein Hauptfehler der hiesigen Bereiter ist, daß sie größtentheils das Hintertheil des Pferdes vernachlässigen, sie arbeiten nur darauf hin, das Vordertheil zu erheben und den Kopf gut zu stellen, so daß von der Seite nichts auszufegen ist; sie bekümmern sich aber selten, ob, durch die Erhebung des Vordertheils, die Gruppe, durch eine gehörige Biegung der Gelenke der Hinterbeine, erniedrigt wurde, und da man das rohe Pferd zur Biegung dieser Gelenke nicht vorbereitet, so sucht es durch Auseinandersperrung der Hinterbeine diesem Zwange auszuweichen, und auf so eine erbärmliche Art sieht man dann das freischwende Hintertheil dem erhabenen schönen Vordertheile folgen.“

„Die größte Kunst der Bereiter besteht darinnen, dem Pferde einen erhabenen Schulttritt und den Spanischen Schritt beizubringen; je höher das Pferd die Beine wirft, desto mehr Werth hat es, und einige müssen sie so hoch werfen, daß sie dem Reiter, der hier sehr lang gebügelt sitzt, mit den Eisen unter die Bügel schlagen *). Dieses ungeheure Auf-

*) Dieses ist sehr leicht, da die Pferde sehr klein sind. Die Füße eines Reiters von ansehnlicher Größe hängen beinahe auf die Erde herab. — L.

heben der Weine sucht man durch außerordentlich schwere Hufeisen, durch hölzerne Ringe, die man um die unteren Gelenke schnallt, und durch Schlagen mit einem Stocke vor die Schienbeine, während sie geritten werden, zu bewirken; auch läßt man den Huf unförmlich groß wachsen, welches ebenfalls gute Wirkung thun soll.“

„Man pflegt durchgehends sich der Hengste zum Reiten zu bedienen, die weit muthloser als unsere Europäischen sind *); auch halten sie keine lange Reisen aus, woran wahrscheinlich das beständige grüne Futter, welches sie Jahr aus Jahr ein bekommen, Schuld sein mag; doch werden sie ziemlich alt, wenn sie gehörig gepflegt und wenig geritten werden, in dessen das gewöhnliche Alter der Pferde in Rio de Janeiro, welche täglich geritten werden, reicht selten über zehn bis zwölf Jahre.“

Ich finde diesen Schlag Pferde von besonderer Kraft und Dauer. Sie klettern mit außerordentlicher Sicherheit auf die Felsen, wie die Gamsen, mit dem Reiter, welches ihre Lebhaftigkeit beweist. Viele gehen einen außerordentlich starken Paß, sind dabei sehr gut gebauet, haben besonders ein schönes Kreuz und tragen den Schweif weit ab, wie die kleinen polnischen Husarenpferde. Man legt ihnen hier beinahe sechs Zoll lange Cantharen auf. Die Fütterung mit türkischem Weizen und etwas Bappi in Rio de Ja-

*) Sollte die entseßliche Hitze nicht dazu beitragen? L.

neiro, wie schon oben erwähnt, halte ich für viel zu hitzig und daher den Pferden nicht zuträglich.

Die Maulthiere Brasiliens sind nur sehr klein und kommen aus dem Innern, besonders aus der Kapitänerie von Rio Grande und St. Paulo, wo sie zu Tausenden in den großen Campos erzogen werden. Man treibt sie in großen Heerden nach den übrigen Theilen des Landes zum Verkauf, vorher wird aber jedem Thiere von dem Eigenthümer ein Zeichen eingebrannt. Nach Eschwege sollen die Brasilianer es meisterhaft verstehen, unter dieser wilden Heerde ein einzelnes Thier herauszufangen, indem sie ihm Schlingen um den Hals oder die Beine werfen. Ein wildes Maulthier kostet an Ort und Stelle vier bis sechs tausend Rees, und diejenigen, welche nach Minas oder Rio de Janeiro getrieben werden, vierzehn bis zwanzig tausend Rees, ungefähr dreißig preuß. Thaler.

Es ist unglaublich, mit welcher grausamen Behandlung diese Maulthiere in Rio de Janeiro eingefahren und zugeritten werden. Man legt ihnen sogleich Cantharen von beinahe sechs Zoll Länge auf und reißt ihnen das Maul blutig. Der Kutscher oder Reitknecht, gewöhnlich ein Neger, spornet diese armen Thiere mit großen silbernen mit Ketten versehenen Sporen so lange, bis das Blut herabrinnt.

IX.

Lebensart im Allgemeinen — Witterung —
 Sonnenschirme — Müßiggang der Frauen
 — Leere der Straßen am Abend — Hän-
 deklatschen — Expedition der Briefe und
 Visitenkarten durch die Thürspalte —
 Spaziergang der Pferde durch das Putz-
 zimmer — Geheime Gemächer. —

Die Lebensart ist hier im Allgemeinen sehr ein-
 förmig; man kennt wenig Zerstreuung, sieht keine
 Gesellschaften und vergnügt sich nur auf eigene Hand.
 Des Morgens steht man wegen der Hitze sehr früh
 auf und reitet, fährt oder geht spazieren. Von neun
 Uhr des Morgens bis zwei Uhr des Nachmittags ist
 eine unerträgliche Hitze; dann kömmt eine Price (Klei-
 ner Szwind), welche die Hitze um einige Grade
 mildert und dem von Schweiß Triefenden eine kleine
 Erholung gewährt. Bei meiner Anwesenheit war
 die Hitze im Monat Januar, als im ersten Monate
 des Sommers, zweiunddreißig Grad Reaumür, im
 Februar, wo ich schon abgereist war, soll es noch
 heißer sein. Aber auch im Winter, in der Regen-
 zeit, vom Oktober bis Januar, ist es nichts weniger
 als kühl. Bei uns kühlt sich die Luft nach einigen
 Tagen Regen vollkommen ab, hier ist die Atmos-
 phäre noch weit drückender bei und nach dem Regen,
 ja es ist, ohne Uebertreibung, als wenn heißes Was-
 ser vom Himmel fällt.

Um mir des Morgens gegen zehn Uhr einige Erholung zu verschaffen, ging ich mit meinem Freunde Armand in den großen Vorfaal des Schauspielhauses, welches an den Tagen, wo gespielt wurde, schon gegen neun Uhr des Morgens geöffnet ward. In diesem Saale, in welchem es wegen der dicken Mauern und der ansehnlichen Höhe und Größe sehr kühl ist, promenirten wir auf und ab und dieses war für mich eine solche Erholung, als wenn ich in Berlin des Vormittags oder gegen Abend unter den Linden spazieren ging; denn in der Hitze ruhig in seiner Wohnung zu sitzen oder auf dem kleinen Balkon zu stehen und dabei den unerträglichen Lärm der Neger und Negerinnen, welche mit einer kreischenden Stimme Orangen, Bananen, Gemüse &c. feil bieten, ist kaum zu ertragen und man muß sich wundern, daß sich hier nicht mehr Wahnsinnige befinden, als es wirklich giebt, weil sich hier Alles dazu vereinigt einem den Kopf zu verwirren.

Bei heiterem, schönem Wetter ist der Himmel mit dem reinsten Azur überzogen; man gewahrt auch nicht die geringste weiße oder andre dunkle kleine Wolke, die das herrliche, dem Auge so wohlthätige, Blau trübt. Ueberhaupt macht hier ein klarer Himmel und die ewig grüne Vegetation einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Fremden.

Des Mittags gehen oder reiten die Männer mit Sonnenschirmen. Einen komischen Aufzug machen die Mönche, wenn sie in den Straßen mit einem Sonnenschirm reiten. Fußgänger sieht man, außer den

Skaven, sehr wenige in den Straßen; denn ein jeder, der auch nur ein geringes Einkommen hat oder etwas Vermögen besitzt, reitet oder fährt.

Das schöne Geschlecht thut hier gar nichts und läßt sich vor den Fremden wenig in den Häusern sehen. Des Abends sieht man die jungen Damen dagegen an den Fenstern oder auf den eisernen oder hölzernen Balkons im zweiten Stockwerke der Häuser, im bloßen Kopf mit über einander geschlagenen Armen, stundenlang stehen oder sitzen, mit dem Kinn auf das eiserne Geländer gestützt. Am Tage habe ich sie größtentheils, wenn ich aus Neugierde in die Fenster der kleinen Häuser blickte, auf mit Stroh geflochtenen Sophas schlafen gesehen; die kleinen Kinder schliefen an der Erde auf den sogenannten Skavenmatten oder Matrasen. Diese sind aus Stroh, gleich den Amerlagen der Schüsseln und Terrinen auf unsern Tischen, geflochten, und acht Fuß lang und zwei Fuß breit.

Im Allgemeinen gehen die Frauen hier wenig aus und nie sieht man sie zu Fuße aus dem Hause gehen, ohne sich von Skaven und Skavinnen begleiten zu lassen. Haben sie nicht selbst dergleichen Individuen in ihrem Dienste, so miethen sie welche zum Ausgehen, besonders an Festtagen, um sich in die Messe zu begeben. Sie setzen eine Ehre darein, mit recht vielen Begleiterinnen zu prangen, und wandern gravitätisch mit abgemessenen Schritten durch die Straßen.

Wenn sie Besuch abkatten, so fahren sie den ganzen Nachmittag von Haus zu Haus und machen

wohl zwölf bis funfzehn Besuche in vier oder sechs Stunden, weil sie den so kostbaren Mietswagen auch recht benutzen wollen.

Auf den Spaziergängen sieht man sie selten, wenigstens habe ich nie ein Frauenzimmer von einiger Bedeutung darauf gefunden, und da viele Häuser eine kleine Kapelle oder ein Betzimmer haben, worin an allen Festtagen Messe gelesen wird, so lassen sich viele gar nicht zu Fuße auf den Straßen sehen. Man glaube aber ja nicht, daß dieses klösterliche Leben durch eine zu große Hinneigung zur Frömmigkeit entsteht; nein, auch hier sind Liebes- Intriguen nicht selten, und man kann dasjenige, was Fischer in seinem Gemälde von Madrid von den Weibern dort sagt, auch hier sehr gut anwenden, daß sie nämlich nur leben um zu beten und zu lieben. —

Außer den Tagen, an welchen Schauspiel ist, welches um acht Uhr des Abends beginnt und bis gegen zwölf Uhr des Nachts dauert, sind die Straßen in Rio de Janeiro wie ausgestorben; denn die meisten Einwohner gehen schon gegen zehn Uhr zu Bett, um welche Zeit auch alle Hausthüren verschlossen sind.

In der größten Hitze und beim schönsten Wetter trägt die gemeine Volksklasse, Brasilianer und Matalen, große schwere und rauche Tuchmäntel; auch die Frauenzimmer, welche ohnedies noch mit einer Art schwarzen Schleier verhüllt sind. Sonst tragen die Portugiesinnen und Brasilianerinnen Seide oder Taf-

fent; die Mulattinnen und Negerinnen grobes wollenes Zeug von schwarzer Farbe.

Obgleich die Hitze hier außerordentlich groß ist, so wird doch bei vielen Familien Thee getrunken, auch um elf Uhr noch zu Abend gegessen.

Stattet man hier Jemanden einen Besuch ab, so wird nicht wie bei uns an die Thür des Vorzimmers geklopft, sondern einigemal in die Hände geklatscht, es erscheint dann ein Neger oder eine Negerin und meldet den Klatschenden an. Hat man einen Brief oder eine Visitenkarte abzugeben und man trifft Niemanden zu Hause, so schleudert man das Abzugebende durch die unten weitabstehende Spalte der Thür. Die Thüren der Zimmer sind nämlich alle so gemacht, daß unten beinahe ein halber Zoll absteht, wodurch man ganz bequem Briefe und dergleichen flache Sachen in die Zimmer werfen kann.

Es giebt hier eine große Anzahl kleiner und großer Häuser, hinter denen ein kleiner Hof liegt, auf dem ein offener, mit Dachziegeln gedeckter Schuppen für zwei Pferde steht, der aber keinen weitem Ausgang, als durch das Haus hat. Will nun der Herr des Hauses ausreiten, so führt der Neger oder Mulelli, wie man hier die afrikanischen Sklaven nennt, das Pferd vorne durch die Hausthüre, wo es erst das Hauptzimmer passieren muß.

Geheime Gemächer giebt es hier in keinem Hause, Nachtgeschirre verrichten diese Dienste, die dann von den Sklaven in wenig bebauten Straßen, oder auf dem Hofe, im Garten zc. ausgeleert werden.

Luxus der Männer und Frauen in der Kleidertracht — Federn — Diademe — Luxus der Waschweiber — Fächer — Luxus in den Sklaven — Stolzer Gang — Gebrauch bei Hochzeiten — Weiße und farbige Frauenzimmer — Palanquins — Freudenmädchen. —

Der Luxus ist hier verhältnißmäßig weit größer, als in den angesehensten Städten Europas. Man kann für Geld französische und englische Mode, Artikel, kurz Alles erhalten. Die feine und elegante Welt kleidet sich hier, wie bei uns, nach dem neuesten Pariser Geschmack. Die Männer trotz der großen Hitze in Fracks und Oberrocken von dem feinsten Tuche und weiß seidenen Strümpfen. Ich habe nur wenige bemittelte Kaufleute dort kennen gelernt, die nicht zu ihren Fracks so feines schwarzes Tuch trugen, wie ich es noch nie sah, es glich einer Seide. Dann tragen sie auch sogenannte schottische Mäntel, welche aus England kommen. Diese Mäntel haben einen großen Kragen und Ärmel, sind nicht gefüttert und von einem karirten bunten Sommerzeuge, welches außerordentlich derb ist. Mir war diese Tracht sehr auffallend, weil der Mantel einem großen Schlosrocke nicht unähnlich ist; ein Reiter steht in dieser Tracht mit einem aufgespannten Sonnenschirme über

dem Haupte noch drolliger aus. Man zehrt sie nur wenn es regnet oder sehr stäubt an.

Der Aufwand der Frauen ist unbeschreiblich. Nie habe ich so viele Edelsteine und Perlen von außerordentlicher Schönheit bei einander gesehen, als hier beim großen braise-main en gala und im Theater, die beiden einzigen Gelegenheiten, wo man die Frauen nicht nur im Glanz sieht, sondern auch im Umfange ihrer Gefallsucht. Sie tragen sich ganz nach französischem Geschmack, dabei auffallend entblößt. Ihre Kleider sind mit Silber und Gold reich gestickt; auf dem Kopfe tragen sie vier bis fünf über zwei Fuß lange sehr schöne französische Federn neben einander, die sich einen halben Fuß vorn herüber neigen, über der Stirn einen Diadem von Brillanten mit Perlen eingefast, wovon einige von außerordentlichem Werthe sind, und um den Hals und die Arme die schönsten Perlen und andere Geschmeide.

Sonntags gehen die weißen und farbigen Frauenzimmer ganz schwarz, größtentheils in Seide, angezogen, mit weißseidenen Strümpfen und dergleichen Schuhen. Vom Haupte herab wällt ein Schleier, von feinem schwarzem Flor, der die Hälfte des Körpers bedeckt und ein gelbbraunes Gesicht verschönert, indem nicht nur die Portugiesinnen, sondern auch die Brasilianerinnen und Mulattinnen sehr schöne schwarze Augen haben.

Die Waschweiber, größtentheils Mulattinnen, die sich Sklavinnen halten und mit der Wäsche ein ungeheures Geld verdienen, tragen sehr lange goldne

Ketten um den Hals; auch tragen dergleichen Ketten vornehme Portugiesinnen ic. Je stärker an Goldwerth und je länger die Kette ist, je mehr Aufsehen erregt die gemeinere Klasse damit.

Noch ein besonders großer Luxus herrscht in den Fächern. Ich habe einige gesehen, welche mehrere tausend Thaler kosteten. Sie waren mit Brillanten und großen Perlen besetzt; in einem war sogar eine kleine richtig gehende Uhr angebracht.

Obgleich die Damen von Stande, so wie überhaupt die Frauenzimmer, wie schon oben bemerkt, wenig ausgehen, und nur selten Gesellschaft bei sich sehen, so besitzen sie doch eine ansehnliche Garderobe von Wasch- und seidnen Kleidern aller Art, welche mit Spitzen und andern Garnituren besetzt sind.

Hier könnte Jemand mit Petinetschleiern und gestickten Moll- und Bastard-Kleidern sein Glück machen, weil diese Artikel, trotz der französischen Modeschändlerinnen und Pugmacherinnen nur selten sind und zu enormen Preisen bezahlt werden.

Kein junges Mädchen oder Frauenzimmer von acht bis zwanzig Jahren geht auf der Straße, wie schon oben bemerkt, ohne nicht einen gut gekleideten Neger oder eine Negerin in seidnen Stoffen gekleidet hinter sich zu haben; ist das Frauenzimmer von reicher und vornehmer Familie, so gehen mehrere Neger oder Negerinnen hinter derselben, welches eine Art Luxus bezeichnet, weil man keinen Sklaven unter fünfzig Louisd'or kaufen kann. Auch die Freudenmädchen, deren es viele hier giebt, von der ersten

Klasse, habe ich mit einem Gefolge von Negern und Negerinnen stolz einher schreiten sehen. Ueberhaupt gehört ein stolzer Gang, das in die Brustwerfen, zu den Eigenschaften aller brasilianischer Frauenzimmer, von der vornehmsten Portugiesin bis zur niedrigsten Negerin herab. Die höchste Pracht bei den Männern und Frauen in Rio de Janeiro kann man im Theater an den Festtagen gewahren. Die Männer erscheinen in Gallatleibern mit Sternen und Orden übersät, und die Frauen mit Brillanten, Perlen und goldenem Geschmelde. Ich äußerte einem mir im Theater zur Seite stehenden Portugiesen meine Verwunderung darüber und fügte die Bemerkung hinzu: daß ein solcher zur Schau getragener Reichthum einen guten Gang für ähnliche raffinierte Spitzbuben abgeben müßte, wie diejenigen, welche in den Pariser Schauspielhäusern Feuer schreien und die Zuschauer beim Herausstürzen plünderten. Er antwortete mir: daß es hier eben keine große Sünde sein würde, weil der größte Theil des mit Gold und Edelsteinen geschmückten Publikums nur auf eine unverdiente Weise zu diesen Reichthümern gekommen wäre.

Bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro verheirathete sich der junge siebzehnjährige Graf Belmonte mit der sechszehnjährigen Gräfin Bellas. Man gewahrte am Hochzeitstage eine große Menge Equipagen, worunter sich einige sehr schöne englische Wagen befanden; der größte Theil war aber antik mit vier kleinen Pferden oder Maulseeln bespannt, welche zur Hochzeitsfeier lange blaue und weiße Fer

derbüsche auf dem Kopf trugen, wie bei uns die Schlittensperde; die Mähnen der Pferde waren mit bunt seidenen Bändern eingefast. Auf jedem Wagen der Hochzeitsgäste standen zwei gut gekleidete Neger, mit großen dreieckigen, innerhalb mit feinen weißen französischen Federn belegten Hüten auf dem Kopf, welche zu den schwarzen Gesichtern einen sonderbaren Kontrast bildeten.

Die Portugiesinnen haben eine blasse gelbliche Gesichtsfarbe und eine sehr feine Haut; die Brasilianerinnen sind mehr braun und haben einen sehr feinen Körperbau; übrigens haben sowohl die weißen als farbigen Frauenzimmer sehr kleine weiße Zähne und einen niedlichen kleinen Fuß, welchen sie, mit einem weiß seidenen Schuh bekleidet, besonders in einem Palanquin, sehr vortheilhaft durch die Vorhänge zur Schau zu stellen wissen.

In den Palanquins, einer Art Sänften, wie ein Thron geformt, auf beiden Seiten mit schwarzem Tuche behangen und oben mit einem goldnen Knopf verziert, können die Frauen sehr bequem sitzen, auch wie auf einem Ruhebette liegen. Damen, die nicht fahren, lassen sich von zwei Negern in einem solchen Palanquin tragen, und wissen hier nicht nur, wie schon oben bemerkt, das kleine Füßchen, sondern auch ihr verschleiertes Gesicht sehr vortheilhaft zu zeigen. Die niedlichen kleinen Füße der Frauen scheinen wohl von der Ruhe, worin sie erhalten werden, herzurühren, weil die Damen nichts thun, wenig ausgehen und stets fahren oder sich in Palanquins tragen lassen.

Die Freudenmädchen sind hier nicht wie in den großen Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands privilegiert, allein es giebt deren weiße und farbige in großer Anzahl und von allen Klassen; das heißt, die sich ihre Gefälligkeiten mit einem bis zu zwölf spanischen Thalern bezahlen lassen. Des Abends zwischen acht und zehn Uhr schwärmen sie auf den Straßen in Mäntel, oder in Kleider von schwarzen Laffent oder wollenen Zeugen gehüllt, umher. Diejenigen der ersten Klasse gehen auch am Tage von zwei Sklaven und zwei Sklavinnen begleitet, aus, und wissen den Fremden, der sie an Gang und Geserden für vornehme Frauenzimmer halten muß, mit vieler Gewandtheit in ihre Nege zu locken. Gewöhnlich wohnt bei einem Freudenmädchen erster Klasse noch eine alte Matrone, die die Rolle der Gelegenheitsmacherin spielt, am Fenster sitzt und ihre Signora erwartet. Sobald diese ankommt, springt Fernando, einer der sie begleitenden Sklaven vor, öffnet die Thür und läßt die Signora hineingehen. Die Alte bleibt ruhig am Fenster sitzen und spähet, ob Signora Francisca keine Eroberungen gemacht hat, und von einem oder einigen Fremden verfolgt wird. Ist dies der Fall, so blinzelt sie dem vorübergehenden und nach dem Fenster schielenden Fremden mit den Augen, welches ein Zeichen ist, daß man in das Haus hineingehen darf und angenommen wird. Wer mit den Sitten des Landes schon vertrauter ist, der ruft beim Vorübergehen: viva Signora und blinzelt mit den Augen, wird ihm dieses Blinzeln von der Schö-

nen oder deren Vertrauten erwiedert, so geht er an die Thür, welche ihm von einem Sklaven geöffnet wird.

Die Zimmer sollen in einem solchen Venustempel sehr gut möblirt sein und die Priesterinnen sich auch sehr artig betragen, nur die alten Matronen, die bei der ersten Unterhaltung gegenwärtig sind, sollen ihre Hände nur nach dem schon aufgezählten Gelde ausstrecken, oder dem mit der portugiesischen Sprache nicht vertrauten Fremdling, an den Fingern begreiflich machen, wie viel er für die Aufnahme und Gankbezeugungen zu bezahlen habe.

Wenn Jemanden eine solche Unterhaltung zu theuer ist, so kann er sich gleich wieder entfernen, ohne daß ihm darüber nur eine verdrießliche Miene gemacht wird. Man wird sich hieraus einen Begriff machen können, wie diese Künste hier betrieben werden und wie häufig die spanischen Thaler und drei Patakas Stücke, welche mit ersteren gleichen Werth haben, hier im Umlauf sind. Einen spanischen Thaler giebt man hier so schnell aus, wie bei uns ein Achtgroschenstück.

XI.

Negerflaven — Milde Behandlung der Neger — Ursachen dieser Behandlung — Gewandtheit und Körperkraft der Sklaven — Musik und Tanz der Neger — Eisgrauer Neger — Bekleidung — Emanuel — Nächtliche Erscheinung — Negerbegleitung nach einer Kaffeepflanzung — Aufhebung des Sklavenhandels — Nichtswürdigkeit eines Geistlichen — Bostokuden — Negerinnen mit ihren Kindern bei der Wäsche. —

Die Negerflaven in Rio de Janeiro, welche daselbst Mulekki genannt werden, kommen aus Angola, einer portugiesischen Besitzung in Afrika, sind sehr schwarz von Farbe und beiderlei Geschlechts. Ihre Gesichtszüge sind mitunter so häßlich, daß sie Karrikaturen ähnlich sehen, dagegen ist ihr Körperbau sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte, sehr regelmäßig. Man sagte mir, daß die ganze Einwohnerzahl in Rio de Janeiro aus fünf Theilen Schwarzen und nur aus einem Theile Weißen bestände.

Bei dieser großen Anzahl schon vorhandener Sklaven und der außerordentlichen Menge, die immer noch zugeführt werden, sollte man glauben, daß die öffentliche Ruhe in Gefahr sei, besonders wenn man an die Vorfälle auf St. Domingo denkt, allein

hier herrscht ein ganz anderer Geist in der Behandlung dieser Unglücklichen; sie sind hier lustig und guter Dinge, und dies nicht nur wegen der größeren Freiheit, die man ihnen hier gestattet, sondern auch wegen der nur mäßigen Arbeit. Die Ursache dieser milden Behandlung der Neger, ist bei den portugiesischen und andern Kolonisten nicht sowohl Menschlichkeit, als eine feine Politik; denn sie haben eine fürchterliche Erfahrung gemacht, ehe sie das jezige Betragen gegen ihre Negerklaven annahmen. Ich will diese Geschichte, weil sie so interessant ist, und die nie zu erstickende Liebe zur Freiheit beweist, hier aus einem portugiesischen Schriftsteller einschalten *).

„Vor ungefähr hundert Jahren, als sich die Streitigkeiten mit den Holländern endigten, fasten die Neger-Sklaven in der Nachbarschaft von Pernambuco, die nun an Strapazen gewöhnt und kriegerisch geworden waren, und welche der Freiheitsgeist, den die Holländer um sie her verbreiteten, entflammt hatte, den Entschluß, die Freiheit, die sie so brünstig liebten, in den entfernten Wäldern und Ebenen des Landes zu suchen. Vierzig derselben führten dieses Vorhaben aus, und nachdem sie so viele Feuergewehre und andere Waffen, als sie heimlich wegbringen konnten, entwendet hatten, so entliefen sie von ihren Herren, und flüchteten sich in eine dazu ausersehene vortheilhafte Gegend, ungefähr unter dem neunten Grad südlicher Breite, nicht weit von

*) America Portugueza VIII. Buche

Porto do Calvo und nahe bei den reichen und wohl angebauten Bezirken von Alagoas und Pernambuco. Hier wurden sie bald durch eine große Anzahl von Mulatten und andern Negern verstärkt. Ein Theil derselben legte den Grund zu einer Stadt, während die übrigen sich auf den fruchtbarsten Stellen umher zerstreueten, und anfangen, sich auf den Ackerbau zu legen.

Bald aber fühlten sie den Mangel des andern Geschlechtes, und sowohl aus politischen Gründen, um ihre Unabhängigkeit auch weiter fortzupflanzen, als auch von dem Naturtriebe gereizt, beschlossen sie, diesen Mangel durch gewaltsamen Raub auf den herumliegenden Plantagen zu ersetzen. Gewiß ist der Raub der Sabinerinnen nicht allgemeiner und vollständiger gewesen, als dieser; denn auf einem weiten Landstriche umher, nahmen sie alle farbigen Weibspersonen weg, und nicht zufrieden mit dieser Entführung, schändeten sie auch die Weiber und Töchter der Pflanzer, wahrscheinlich, weil sie Widerstand gefunden hatten, und schleppten Alles, was sie vom Werthe vorfanden, mit sich fort, worauf sie sich dann in ihre Stadt zurückzogen, welche sie Palmares genannt hatten, weil sie von ihnen mit Palmen umpflanzt war.

Dieser erste gelungene Versuch hatte in ihnen die Lust zum Rauben erweckt, und nun plünderten sie, so lange sie noch nicht in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt waren, alle Plantagen der umliegenden Gegend; denn sie waren in kurzer Zeit allzumächtig

geworden, als daß man ihnen hätte Widerstand leisten können. Mehrere angesehene Portugiesen in der benachbarten Gegend suchten sich daher ihre Freundschaft zu verschaffen, indem sie ihnen insgeheim Schießpulver, Kugeln, Flinten und europäische Manufaktur-Waaren lieferten, wogegen sie die Zusicherung ihres Schutzes und zum Theil auch Gold, Silber und gemünztes Geld, das sie andern geraubt hatten, empfingen. In kurzer Zeit wuchsen sie zu einem Volke an, das sich den Namen der Palmaresen gab, und da sie fanden, daß unaufhörliche Verwirrung bei einer Völkerschaft herrschen müsse, die weder Gesetze noch Regierungsform hat, so gaben sie sich selbst eine Staatsverfassung, und begannen damit, daß sie sich einen Fürsten erwählten, dem sie den Namen Zombi (d. h. der Mächtige) beilegten; seine Würde sollte aber nur auf Lebenszeit sein, und der Nachfolger immer aus den erfahrensten, tapfersten und klügsten Männern der Nation gewählt werden; die Benennung Zombi sollte auch der Titel aller künftigen Regenten sein. Hiernächst erwählten sie Richter, verfaßten Gesetze und errichteten eine Miliz aus allen waffenfähigen Mannspersonen. Die Religion war in dieser Constitution auch nicht vergessen; die Christliche sollte die Herrschende sein; doch (merkt der Geschichtschreiber hiebei an) war dieselbe bei ihnen abscheulich entstellt, und da sie das heilige Sakrament der Priesterweihe nicht hatten, so konnten die Gebräuche und Ceremonien der katholischen

schon Kirche nicht allein ihre Seelen von der ewigen Verdammniß retten.

Dieses neue Volk machte nun immer weitere Fortschritte; die Bevölkerung nahm außerordentlich zu und der Anbau des Landes hielt gleichen Schritt mit derselben; da sie aber befürchteten, die Portugiesen möchten am Ende sie überfallen, so legten sie jedes Dorf auf einer Anhöhe oder sonst in einer vortheilhaften Lage an, und befestigten es aufs beste. Die Stadt Valmares hatte zu dieser Zeit über anderthalb Stunden im Umfange und war mit einem doppelten Pfahlwerk, von dem stärksten Zimmerholze umgeben, wozu sie die schweren Stämme der größten Bäume in den umliegenden Wäldern nahmen, die sie, nachdem sie behauen waren, auf einander reiheten bis zu einer beträchtlichen Höhe; woraus sie bisweilen auch regelmäßige Vollwerke bildeten; dieser hölzerne Wall hatte drei weite Eingänge oder Thore von demselben Holze, deren jedes oben einen Altan hatte, und in Friedenszeiten immer von 200 Mann Soldaten und einem Hauptmann von erprobter Tapferkeit bewacht wurde.

Innerhalb dieser Wälle lagen die Wohnhäuser, ohne Ordnung zerstreut, und ein großer Theil des unbebaueten Landes war für den Feldbau aufbehalten. Die Einwohner wurden durch einen fischreichen See und mehrere Bäche, die sich in verschiedenen Richtungen ausbreiteten, mit Wasser versehen. In der Mitte der Stadt lag ein einzeln stehender Berg, der so hoch war, daß man die ganze Gegend umher

von demselben herab übersehen konnte. Eine Seite desselben hob sich senkrecht in die Höhe. Der Pallast des Fürken war sehr groß; die Häuser einiger Privatleute waren auch nach ihrer Art prächtig, und die ganze Bevölkerung belief sich auf 20,000 Seelen. Kurz das Glück dieses Volkes hatte einen so hohen Grad erreicht, es war so mächtig geworden, seine Räubereien dehnten sich so weit aus, und seine Rache, wenn sie aufgereizt wurde, war so schrecklich, daß das ganze Land dadurch in Angst und Schrecken versetzt wurde, und man am Ende befürchten mußte, dieses Volk möchte mit der Zeit die europäischen Kolonien in Brasilien überwinden. Die Regierung gerieth daher in große Besorgniß und wandte alle ihre Aufmerksamkeit auf die Unterwerfung der Palmaresen, die zu dieser Zeit (im Jahre 1696) schon sechzig Jahre lang unbelästigt geblieben waren und bereits die dritte Generation erlebt hatten. Carcano Mellor, damaliger Gouverneur von Pernambuco, schickte diesem zu Folge einen Plan zu einer Unternehmung gegen dieses Volk an Don Joa de Lancastro, General, Kapitän und Statthalter von Bahia, welcher zur Ausführung dieses Vorhabens sogleich tausend Mann abschickte, um die Truppen von Pernambuco zu verstärken, welche letztere allein sich auf 3000 Mann beliefen, ohne einen Armeehaufen von Indianern, bewaffneten Knechten und Freiwilligen; so daß das ganze Heer aus 6000 Mann bestand, welche mit allen Kriegsbe-

dürfnissen hinreichend versehen waren; nur hatten sie keine Artillerie.

Die Palmaresen, welche von dem gegen sie unternommenen Angriffe schon benachrichtiget waren, hatten alle ihre kleinen Hülfquellen aufgeboten, um einen tapfern Widerstand zu leisten; sie hatten ihre Miliz aufgerufen; die Dorfbewohner verheerten die ganze umliegende Gegend und suchten überhaupt den Marsch der feindlichen Armee auf jede mögliche Weise zu erschweren. Nichts destoweniger rückten die Portugiesen schnell an; aber als sie den starken hölzernen Wall von Pfahlwerk erblickten, womit die Stadt umgeben war, so wurden sie von Erstaunen ergriffen und ihr Muth sank, da sie die Soldaten sahen, welche auf den Bollwerken postirt waren, und die Zurüstungen bemerkten, die zu einem hartnäckigen Widerstande getroffen waren. Während dieses geschah und die Armee noch nicht geordnet war, machte der Fürst Zombi mit einem starken Detachement einen heftigen Ausfall, und wagte einen Angriff, welcher sich mit einem beträchtlichen Verluste des angreifenden Theils endigte.

Der Ort wurde nun förmlich berennt und verschiedene Versuche gemacht, mit schweren Artzen eine Bresche in den hölzernen Wall zu hauen, während andere Truppen mit Leitern Sturm laufen wollten; aber alle diese Versuche waren fruchtlos, denn die Belagerten machten ein schreckliches Feuer auf sie. Unglücklicherweise fing jetzt das Schießpulver an, den Palmaresen auszugehen: doch dies schlug

ihre Standhaftigkeit nicht nieder, und sie setzten mit dem kleinen Reste ihres Munitions-Vorraths die Vertheidigung fort; wobei sie auch während der Stürme, die sie aushalten mußten, auf die Belagerer Pfeile abschossen, ungeheure Steine wälzten und siedendes Wasser herabgossen, wodurch so viele Portugiesen getödtet und verwundet wurden, daß ihr Muth tief sank. Hierzu kam noch der Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen, welches ein allgemeines Murren unter der Belagerungs-Armee erregte; denn sie sahen sehr wohl ein, daß diese Unternehmung schischlagen müßte, wenn sie nicht eine Unterstützung von frischen Truppen, Artillerie und Proviant erhielten. Ein Eilbote war daher sogleich an den Gouverneur von Pernambuco abgeschickt, um diesen Beistand zu verlangen, welcher nur mit Mühe erhalten werden konnte. Zu derselben Zeit lebte die Hoffnung der Palmaresen wieder auf; denn sie glaubten, die Feinde wären auf dem Punkte sich zurückzuziehen, weil sie ihre Angriffe nicht mehr fortsetzten, und diese Aussicht konnte allein noch ihren Muth aufrecht erhalten; denn nicht nur war ihr ganzer Pulvervorrath erschöpft, sondern sie fingen auch an, alle Schrecknisse einer Hungersnoth zu fühlen, die um so schneller um sich griff, da sich eine so große Zahl von Landleuten in die Stadt geflüchtet hatte.

Sie hielten diese Leiden mit großer Standhaftigkeit aus. Die Stadtbewohner erwarteten täglich den Augenblick, in welchem sie wieder ihre Frei-

heit genießen würden, und ihre Freunde vom Lande schmeichelten sich mit der Hoffnung, bald wieder zu ihren Dörfern und zu ihrer ländlichen Ruhe zurückzulehren zu können. Aber leider wurden alle diese Erwartungen getäuscht; denn es kam ein frisches Detachement zur Verstärkung der Belagerer, nebst Artillerie, Munition und Proviant an. Von dem Gipfel des Berges, in der Mitte der Stadt, herab, konnten die Palmaresen diese Verstärkungen und Zufuhren in verschiedenen Richtungen anrücken sehen, und als sie die schweren Kanonen und die frischen Truppen sahen, welche zum Beistande der Belagerer herbeikamen, dann, ja dann erst entfiel ihnen der Muth und sie konnten nun voraussehen, was für ein Schicksal ihrer wartete.

Nun wurde von den Belagerern ein allgemeyner Sturm unternommen; der Widerstand der Einwohner war nur schwach, denn sie fühlten, daß er vergeblich war. Ein Thor wurde gewaltsam erbrochen und die Portugiesen drangen ein; der erste Anfall war blutig, aber er dauerte nicht lange; denn die Palmaresen flohen. Fürst Zombi nebst dem größten Theil seiner übrig gebliebenen Waffenbrüder war fest entschlossen, den Verlust der Freiheit nicht zu überleben. Als die Stadt überging, stürzten sie sich daher miteinander auf der steilen Seite vom Berge herab, und fanden so im Tode ihre Freiheit wieder.

Die Portugiesen waren zwar unwillig darüber, daß diese Kriegshelden ihrer Rache entgangen waren; übrigens hatten sie jedoch ihren Zweck erreicht,

und die Trophäen ihres Sieges bestanden in den Vermundeten, Greisen, Weibern und Kindern nebst Gold, Silber und anderen Vorräthen. Die Armee zog nun wieder nach Pernambuco zurück, wo die Gefangenen, ausgenommen einige wenige Männer, und die verwundeten Krieger, als Sklaven verkauft wurden; die übrigen wurden, sobald sie wieder hergestellt waren, ebenfalls zum Verkaufe nach Bahia, Rio de Janeiro und anderen entfernten Theilen der Küste gebracht. Auf diese Weise gelang es den Siegern, ihrer zu befürchtenden Wiedervereinigung zuvorzukommen. — So weit dieser Schriftsteller.

Diese Negerklaven haben eine außerordentliche Gewandheit und Körperkraft. Sie können unglaublich schwere Lasten auf dem Kopfe tragen. Je schwerer die Arbeit zu sein scheint, die sie verrichten müssen, desto mehr fügen sie einen wilden stürmischen Gesang dazu, gleichsam, als ob dieser die Kraft, wie das Hm! unserer Holzfäller, belebe oder anseure. Musik und Tanz, wenn sie auch noch so einfach sind, lieben sie besonders. Ihre Instrumente bestehen in dem Brummeisen (Maultrommel) und einem mit zwei Saiten bespannten Brette, worauf sie auf der Straße im Gehen klinkern. Bei einer Wende versammeln sie sich, und tanzen nach dem Geklimper eines solchen Instrumentes. Als ich bei einem solchen Laden vorüber ging, sah ich mehrere Neger und Negerinnen einen schlechten unanständigen Tanz aufzuführen, wobei sie gewaltig schreien und jauchzten. Zu ihnen gesellte sich auch ein alter eisgrauer Neger,

mit einer schweren Last auf dem Haupte und tanzte zu meinem Erstaunen eine Viertelstunde mit, ohne sich der Last zu entledigen. Die übrigen Neger und Negerinnen waren so erfreut über den Tanz des Alten, daß sie einigemal jauchzend um ihn herumtanzten.

Die Neger und Negerinnen begrüßen sich gegenseitig, wenn sie sich auf der Straße begegnen oder sonst zusammen kommen, nach europäischer Sitte. Die Männer nehmen die Hüfte ab und verbeugen sich und die Weiber machen einen Knicks.

Die Sklaven müssen hier alles thun und erhalten dafür täglich für zwei Buntens (zwei Groschen) Farinha, eine Art Mehl, welches aus der Maniokwurzel bereitet wird.

Die niedrigen Sklaven gehen fast ganz nackt, und haben um den Leib nur ein Stück Leinwand, einer Lumpen gleichend, geschlagen. Die Neger der Bemittelten und vornehmeren Paringlesen etc. sind besser gekleidet. Sonntags habe ich Neger und Negerinnen gesehen, welche statt der Ohrringe kleine Blumen in den Ohren hängen hatten; auch steckte in dem krausen wollichten schwarzen Haare eine Rose, welches sich sonderbar genug zu der schwarzen Farbe des Gesichts und der Haare ausnahm. Sie machen sich auch Einschnitte in die Stirn, in die Backen etc., welches das Ansehen gewinnt, als wenn man in eine Birke schneidet und nach einiger Zeit die eingeschnittenen Stellen dunkler und bemerkbarer werden.

Die Neger haben ein unglaubliches Fassungsver-

mögen und ein scharfes Gedächtniß. Ich hatte einen Neger, Namens Emanuel, zur Aufwartung, welcher das Kochen und Rastren sehr gut verstand und dabei äußerst pünktlich und aufmerksam auf seinen Dienst war; ja sogar des Nachts stand er auf, um die Ratten aus meinem Zimmer zu jagen, die darin oft einen höllischen Lärm vollführten; nur Schade, daß er sich das Chachastrinken (schlechter Branntwein von Zuckerrohr) nicht abgewöhnen konnte, obgleich er sich alle nur mögliche Mühe gab, weil ich ihm täglich mit dem Wegjagen drohete. Gegen Abend hatte er immer ein Käufchen, dessen Wirkungen er aber so gut als möglich vor mir zu verbergen bemüht war. Ich behandelte ihn übrigens sehr gut, gab ihm das Essen von meinem Tische und täglich eine halbe Pataka (sechs Groschen preuß.). Er war auch dagegen sehr dankbar, faßte mich stets scharf ins Auge, um meine Wünsche daraus zu lesen oder zu errathen, und wirklich gelang ihm dieses auch zu meinem größten Erstaunen. Er verstand ein wenig Französisch und mittelst dieser Sprache gelang es mir, jedoch nicht ohne Mühe, mich bei ihm so verständlich zu machen, daß er jede ihm mündlich aufgetragene Kommission pünktlich ausführte.

Eines Tages, wo er wie gewöhnlich ausgegangen war, um Alles zum Mittagessen einzuholen, wartete ich bis Nachmittags gegen drei Uhr auf ihn, allein vergebens, mein Emanuel erschien nicht; ich sah sogleich alle meine Sachen durch, glaubend, daß er entwischt sei, es war aber nicht das Geringste

entwendet; auch hatte ich ihn schon früher beim Einkauf der Lebensmittel auf die Probe gestellt, welche er aber ohne Fehl bestand. Nach drei Tagen kamen drei Polizeybedienten mit meinem Emanuel, welcher an beiden Händen mit einer Maschine, einem breiten Thürschlosse gleichend, gefesselt war, zu mir, und erkundigten sich, ob er, seiner Ausfuge nach, auch wirklich bei mir gedient habe; ich bejahete es und sagte, daß er sich bei mir für einen freien Sklaven ausgegeben hätte. Hierauf erfuhr ich, daß er seinem Herrn, dem Polizey-Major Sanctus, bereits seit drei Jahren entlaufen und vor drei Tagen, wo er für mich Lebensmittel einzukaufen ausgegangen war, von einem Bekannten seines ehemaligen Herrn auf der Straße wieder erkannt, ergriffen und auf das Polizeybureau gebracht worden sei. Die Polizey wollte in meiner Wohnung, wegen eines nachgemachten Freiheitsbriefes, den er aber nicht besitzen wollte, Nachsuehung anstellen, auch in meinem Zimmer eine Art von Tortur, um ihn zum Geständniß zu bringen, mit ihm vornehmen, indem sie dem armen Teufel die Hände mit dem Schlosse so fest zusammenschraubten, daß er jämmerlich zu schreien anfing, ich verbat mir sehr ernstlich ein solches Kriminalverfahren in meiner Wohnung, welches auch auf der Stelle unterblieb. Man fand übrigens keinen Freiheitsbrief bei ihm und er wurde zu seinem ehemaligen Herrn wieder abgeführt. Ich schrieb an Letzteren ein Billet in französischer Sprache, worin

ich ihn ersuchte, so viel als möglich seine Strafe zu mildern.

Ich vermisse meinen Emanuel sehr ungern, er war außerordentlich gewandt und pünktlich, und bediente mich bei Tische mit einer unbeschreiblichen Genauigkeit, und ohne das geringste Geräusch zu machen; auch die Servietten verstand er sehr künstlich zu falten.

Man erhandelt jetzt einen Sklaven nicht unter fünfzig Louisd'or; kauft man eine Sklavin mit, so gehören einem auch die von diesem Paare erzeugten Kinder; man kann dieselben verkaufen oder zu allen erlaubten Zwecken als Sklaven benutzen.

Es giebt in Rio de Janeiro auch sehr viele freie Sklaven, welche von ihrem Herrn wegen ihres guten Betragens und langer Dienstadt frei gegeben worden. Diese Sklaven darf man nicht prügeln, die nicht freien scheinen aber ohne Prügel nicht leben zu können, weil sie ohne diese nicht arbeiten, wohl aber sich betrinken und auch stehlen. Entläuft ein Sklave und man erhält ihn wieder, so wird er sehr hart bestraft. Es ist sehr selten, daß sie glücklich entkommen, weil in den Gebirgen eine Menge mit Pistolen und Säbel bewaffnete Aufpasser, welche Capitaes do matto genannt werden und größtentheils Freisklaven sind, sie aufgreifen und zurückbringen. In Rio de Janeiro erzählte man mir, daß ein Sklave seinem Herrn bereits seit sieben Jahren entlaufen war, und es durch Fleiß und Betriebsamkeit so weit gebracht hatte, sich selbst sechs eigene Sklaven zu hal-

ten. Nach sieben Jahren wurde er zufällig von seinem ehemaligen Herrn erkannt und festgenommen. Er bot nun seinem Herrn um seine Freilassung vier Sklaven der seinigen an; allein sein Herr hatte die Grausamkeit sie auszuschlagen und auf seine Bestrafung zu dringen. Er wurde nun wieder sein Sklave und wegen seiner Flucht in Ketten geschmiedet. Seine sechs Sklaven wurden zur Entschädigung gleichfalls das Eigenthum seines Herrn. Die Gesetze sind hierin sehr streng und die Strafe richtet sich nach der längeren oder kürzeren Zeit der Abwesenheit, weil der Herr die Rechnung einreicht, was er in der Zeit hätte verdienen können.

Einen kleinen vierzehnjährigen Sklaven meines Schwagers konnte ich besonders erfreuen, wenn ich ihm einen Bintem zu Schnupstabal schenkte. Er war sehr häßlich und hatte eine so starke Stumpfnase, mit großen auseinandergespreizten Nasenlöchern, daß sie sich gar nicht zum Schnupstabalnehmen eignete. Uebrigens war auch dieser junge Neger bei Tische im Aufwarten sehr gewandt; man hörte ihn nie mit den Tellern klappern.

Im Hause des Restaurateurs Farrou, bei dem ich einige Zeit wohnte, waren auch mehrere junge Neger zur Aufwartung und in der Küche. Als ich einmal in der Nacht aufstand und aus meinem Zimmer ging, so fiel ich über ein Paar Menschen, die an der Erde lagen, und hörte darauf ein starkes Retsengerassel. Ich ging ohne Lärm zu machen nach meinem Zimmer zurück, erkundigte mich aber am

Morgen beim Wirth nach dieser sonderbaren nächtlichen Erscheinung und erfuhr, daß es zwei Sklaven von ihm wären, die er des Nachts an Ketten auf dem Korridor anschließen mußte, damit sie ihm nicht entliefen.

Wenn man sich einen gesunden und starken Sklaven kauft, so verdient er hier seinem Herrn sogleich täglich eine Pataka; man darf ihn nur an den Hasen schicken oder nach dem Pachhose ic.

Ich wurde einmal des Mittags auf eine Kaffeepflanzung, vier Stunden von der Stadt, hinter Cas tombé nach Ponte, Cajou bei der Frau von Mesneges, Witwe des ehemaligen Gouverneurs der Provinz Raringham in Brasilien, gebeten. Diese Dame schickte mir einen kleinen gut gebildeten Sklaven von zwölf Jahren zu, um mir den Weg zu zeigen. Dieser Knabe trug noch überdies ein großes Paquet mit Wein, Kuchen, Brod ic. auf dem Kopfe, und lief in der größten Mittagshize neben meinem Pferde her, die steilsten Berge herauf und herunter. Wenn ich in der Ebene trabte, so trabte er mit seinem Paquete auf dem Kopfe immer mit, so daß ich genöthiget war, um den armen Jungen nicht zu ermüden, Schritt zu reiten und mich selbst der größten Sonnenhize auszusetzen. Ich machte ihm durch die Geberdensprache bemerkbar, daß ihn das Laufen mit einer Last sehr angreifen müßte, allein er lachte dars über und gab mir zu verstehen, daß dies Gewohnheit sei.

Als ich auf der Chacre oder Kaffeepflanzung der Frau

Frau von Menezes ankam, mußte ich mich erst eine halbe Stunde auf ein Ruhebett legen, ehe ich der Frau vom Hause meine Aufwartung machen konnte, so sehr war ich von der Hitze und von dem Erklettern steiler Felsen zu Fuß, weil ich das Pferd wegen der oft sehr schmalen Wege und der Untiefen an der Hand führen mußte, erschöpft. Nicht so der kleine Neger, der mich begleitet hatte. Er setzte sein Paquet ab und spielte mit dem achtjährigen Sohne des Hauses stundenlang zu meiner größten Verwundung herum, ohne nur das geringste Zeichen von Müdigkeit zu geben.

Die Neger besitzen viel Muskelkraft und sind äußerst leicht auf den Füßen. Man kann sie zu allen Verrichtungen gebrauchen, weil sie eine außerordentliche Lernbegierde haben.

Der Sklavenhandel soll jetzt aufhören, welches den Eigenthümern der Kaffee- und Zuckerplantagen eben nicht angenehm sein kann. Von englischer Seite ist dieserhalb schon ein Kommissarius, Mr. Hann, ernannt worden, ein sehr gewandter Mann, dessen Bekanntschaft ich in Rio de Janeiro machte, und von portugiesischer Seite mein Schwager, Pinheiro de Fereira, um auszumitteln, wie dieser Sklavenhandel am leichtesten aufgehoben werden kann, welches, wie mit der Leibeigenschaft, großen Schwierigkeiten unterworfen sein soll. Es ist nicht zu läugnen, daß der größte Theil der Sklaven, in Schlafsucht versunken, mit großer Strenge behandelt werden muß; allein ich habe auch eine Menge Neger

gefunden, welche Talent und ein weit zarteres Gefühl, als die Weißen hatten, von denen sie nach Laune gemißhandelt, ja mitunter wie Hunde behandelt wurden. Ich sah eines Tages einen beim Volke sehr beliebten Geistlichen stolz auf der Straße einhergehen und einen Sklaven, der ihm nicht gleich aus dem Wege ging, in den Koß mit dem Fuß stoßen. Dieses unwürdige, einem Europäer ganz fremde Betragen, empörte mich so sehr, daß ich hier hätte Veranlassung zu einem Skandal geben können, wobei ich vielleicht am übelsten gefahren wäre; denn ich stand im Begriff dem stolzen, langsam im Triumph der schönen That fortschreitenden Schwarzrock eines hinter die Ohren zu geben.

Es giebt in Rio de Janeiro auch einige Boto-
Luden als Sklaven, sie kommen aus dem Innern Brasiliens und unterscheiden sich von den übrigen Negern aus Afrika durch ihre Größe und wildes Ansehen.

Die Negerinnen waschen hier an den kleinen Bächen; dabei tragen sie ihre kleinen Kinder, in ein Tuch gewickelt, auf dem Rücken. So lange sie waschen oder vielmehr das Zeug klopfen, weil hier die Wäsche, wie in Frankreich, geklopft wird, müssen die Kinder auf dem Rücken aushalten; auf dem sie auch, trotz der heftigen Bewegungen der Mütter beim Klopfen der Wäsche sehr sanft schlafen. Dieser Anblick war für mich, wenn ich bei einem Bach vorbei passiren mußte, stets herzerschütternd.

Den Regen scheinen die Neger nicht gut vertraut

gen zu können, weil ihre Haut, wie bekannt, sehr fein, glatt und fettig ist.

XII.

Ungeziefer — Muskitos — Land der Ohrfeigen
 — Musketairs — Ratten und Mäuse —
 Baratten — Bische — Hunde — Kräge
 — Galante Krankheiten — Brüche —
 Dicke Beine. —

Ungeziefer giebt es in Rio de Janeiro in großer Menge. Die Muskitos, eine Mückenart, mit etwas längeren Beinen, als unsere Mücken besitzen, sind hier eine wahre Plage, ja sie kommen mir vor, wie die umherirrenden bösen Geister der Ahnfrau. Ein angesehenener Bewohner Brasiliens nannte daher dieses Land: das Land der Ohrfeigen, weil man sich die Muskitos des Nachts wohl hundertmal abwehren muß, und dies — durch Ohrfeigen, die man sich bald links, bald rechts giebt. Sie schwärmen einem, sobald man sich niedergelegt hat, mit ihrem weinerlichen Gesange immerwährend vor den Ohren, wagen sich sogar ins Ohr hinein, welches eine unbeschreiblich unangenehme, den Schlaf störende, Empfindung macht. Wüthend schlug ich mich jedesmal an die Ohren, allein so schnell ich mir auch die Ohrfeigen gab, so traf ich doch nie einen der Ruhestörer. Am Tage sitzen diese Insekten

ganz still an der Wand. Keine Erbitterung gegen sie war so groß, daß ich sie am Tage tödten wollte, allein auch hier, wo sie zu schlafen scheinen, machen sie sich bei der leisesten auf sie gerichteten Bewegung davon, so daß ich nur sehr selten eines derselben traf. Von ihren Stichen entstehen Blasen, welche beim Anrühren sehr schmerzen, allein dieser Schmerz ist noch eher zu ertragen, als der klägliche, jämmerliche Ton ihres Gesanges und das um die Ohren Schwärmen, welches gewiß den sanftmüthigsten Menschen zur Verzweiflung bringen muß.

Man bedient sich des Nachts gegen diese Insekten der sogenannten Musketairs, einer Art Vorhänge von grünem Flor oder Gaze; sie schlüpfen aber oft an irgend einer Stelle dieser Schugwand hindurch, und plagen dann in dem engen abgeschlossenen Raume noch drger; denn schon zwei dieser Insekten sind hinreichend, einem den Schlaf zu rauben. Ueberhaupt schützen diese Vorhänge nur des Nachts, wenn man im Bette liegt, nicht aber am Abend, wo die Muskitos sich schon gegen sieben Uhr, besonders nach einem Regen, einzufinden pflegen; auch bei sehr trockenem heißem Wetter wird man von ihnen gequält.

Ratten und Mäuse habe ich nirgends so viel gesehen, als hier; erstere haben die Größe junger Hunde und jagen selbst den Katzen Furcht ein. Sie machen des Nachts einen höllischen Lärm, besonders in den Zimmern des Erdgeschosses, indem sie sich auf den hohlen Fußböden herumbeißen und hin und her springen.

Varatten, eine Art Käfer, noch einmal so groß, wie unsere Mailkäfer, stören gleichfalls den Schlaf, besonders nach einem Regen, indem sie dann in Menge um einen herumschwärmen und ein Geräusch mit ihren Flügeln, gleich dem der Fledermäuse, machen. Man trifft sie in großer Menge in denjenigen Häusern an, deren Dächer nicht gut verwahrt sind, und wo die Zimmer, statt einer hölzernen Decke, einen blos übertünchten leinwandnen Ueberzug haben, der der Zerstörung in kurzer Zeit ausgesetzt ist.

Eine Art kleiner Flöhe, *Bische* genannt, ist hier gleichfalls eine Plage. Dieses Insekt setzt sich gewöhnlich zwischen den Nagel und das Fleisch der Zehen, welches einen solchen Schmerz verursacht, als wenn man sich einen Splitter eingestochen hat. Die Neger wissen ihn sehr geschickt mit einer Stecknadel herauszuheben, worauf der Schmerz sogleich nachläßt. Geschieht dieses nicht bald, so legt das Insekt seine Eier hinein, der Schmerz wird dann fast unerträglich und es entstehen dieselben Zufälle, als bei einem Splitter, der aus der Haut herauswächst.

Außer diesen hier angeführten Insekten und Thieren giebt es noch eine große Anzahl anderes Ungeziefer, womit man in dieser Residenz gequält wird, so daß man hier stets gerüstet sein muß, um die mancherlei Anfälle abzuschlagen.

Hunde giebt es in Rio de Janeiro in großer Anzahl; fast ein jedes Haus hat wenigstens einen; wahrscheinlich wegen der Diebstähle, die hier häufig

begangen werden. Sie sind von mittlerer Größe, jedoch eher groß als klein und haben das Ansehen der Hühnerhunde. Sonderbar genug, daß man hier bei der großen Hitze nichts vom Tollwerden der Hunde hört, welches beweiset, daß die Hitze diese Krankheit nicht allein hervorbringt und daß man sie in ganz andern Ursachen suchen muß. Viele dieser Hunde treiben sich am Tage auf den Straßen umher. In Cathede sah ich einen Wagen über einen Hund fahren, der auf dem Fahrwege im Sande lag und schlief; ich bezeugte hierüber meine Verwunderung den Vorübergehenden; man bedeutete mich aber, daß dies hier kein seltenes Schauspiel sei und die Hunde in der größten Hitze sehr oft schlafend überfahren würden. Man kann sich daher leicht eine Idee von der hier herrschenden Hitze und von der Abspannung, die sie hervorbringt, machen, da sie selbst auf die Thiere eine so große Wirkung äufert.

Wenn die Insekten eine Plage dieses Landes sind, so sind es einige Krankheiten nicht minder. So bekommt jeder Fremde, wenn er den Boden von Rio de Janeiro betritt, eine Art Ausschlag, gleich der Krätze, nur daß das Zucken dieser kleinen Bläschen auf den Händen nicht so arg ist. Ich habe ihn nur einige Tage gehabt; er verging von selbst. Die galanten Krankheiten sind hier sehr ausgebreitet und wegen der großen Hitze nicht ohne Gefahr. Die ausgetretenen starken Brüche, in der Größe eines kleinen Hutkopfs, welche man sowohl bei den Portugiesen als Brasilianern erblickt, setzen in Erstaunen!

Zum Glück soll diese Krankheit seit einiger Zeit etwas nachgelassen haben. Eine andere nicht minder garsichtige Krankheit, sind dicke Beine gleich den Butterfässern; man sieht hier mehrere Individuen mit dergleichen Beinen auf den Straßen umherwandeln; eben so mit Brüchen, welches auf jeden Gefühlsvollen einen höchst widrigen Eindruck macht. —

XIII.

Demoiselle Jolie — Wohnung derselben — Empfang — Harfenspiel — Beifallsbezeugung der Fidalgos — Raddermann's Schülerin — Thee — Spaziergang — Abbé Bandéra — Galanterie eines jungen Fidalgos — Neolscharfe. —

Es ist freilich überall schwer, ein sogenanntes Glück zu machen, am allerwenigsten aber in Rio de Janeiro, wo sich Alles gegen den Ausländer oder Fremden vereinigt, und noch mehr, wenn er sich nicht zur herrschenden Religion, nämlich der katholischen, bekennt. — Nur wenigen Personen ist es gelungen hier Aufsehen zu erregen, und dabei im Stillen oder vielmehr unbemerkt ihren Beutel zu füllen. Einer gewissen Harfenistin, Demoiselle Jolie aus Paris, ist dies mit ihrem Instrumente gelungen. — Sie ist bis jetzt die Einzige, welche hier Unterricht auf der Harfe ertheilt, sich hier gleichsam selbst na

tionallstet und in eine solche Gunst zu setzen gewußt hat, daß sie nicht nur zu den ersten portugiesischen und brasilianischen Häusern Zutritt hat, sondern auch von Allen sehr geschmeichelt wird.

Wo Demoiselle Jolie Unterricht ertheilt, wird sie in Equipage abgeholt und auch nach dem Unterrichte wieder nach Hause oder zu andern Unterrichtsstellen gefahren.

Sie nimmt Besuche en grand genre an. Um so viel als möglich die Gesellschaften oder vielmehr das gesellschaftliche Leben in Rio de Janeiro kennen zu lernen, so ließ ich mich auch bei der so sehr gefeierten Harfenspielerin einführen, indem ich zugleich bei diesem Besuche die Absicht hatte, einen von Hamburg aus mitgereisten jungen Klavierspieler, der hier sein Glück mit dem Unterrichten auf dem Fortepiano zu machen hoffte, derselben bei ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft zu empfehlen.

Wir gelangten, ich und ein Franzos, der mich der Demoiselle vorstellen wollte, an ein kleines Haus, wo uns nach dem Händeklatschen dortiger Sitte, eine alte siebzigjährige Negerin, mit einem abschreckenden Gesichte, die Thür des Hauses öffnete. Sie führte uns eine dunkle Treppe hinauf zu einem kleinen Zimmer, mit einer schrägen Decke, wie bei uns die Dachstuben in den Gebäuden nach altem Styl. Hier saß Demoiselle Jolie auf einem hölzernen mit Stroh geflochtenen Sopha, eine Hütsche unter den Füßen; neben derselben saß ein alter brasilianischer Geistlicher. Zu beiden Seiten des Sophas standen vier

Saßte in einer Kette. Sie empfing mich sehr artig und mit einem Schwall von Worten, die, bei dem kreischenden Tone in dem kleinen Zimmer, eine sonderbare Wirkung auf mich machten. Als ich nach der erwiederten Höflichkeitsbezeugung, mit meiner Bitte wegen des jungen Klavierspielers hervorrückte, so antwortete sie mir sogleich, daß es ihre Verhältnisse hier nicht erlaubten einen Deutschen zu empfehlen; wenn es aber ein Portugiese gewesen wäre, würde sie mit Vergnügen Alles dazu beigetragen haben, ihn in den angesehensten Häusern der Residenz zu empfehlen. Bei diesen Worten, die mich als Deutschen selbst verwundend trafen, blickte ich der Demoiselle Jolie in dem dunkeln Zimmer erst etwas tiefer ins Gesicht und erschrak vor der häßlichen, grämlichen in ein modernes Gewand gehüllten Gestalt — Jolie genannt, die nur die Beredsamkeit und das Talent des Harfenspiels erträglich machen konnte.

Es fanden sich bald mehrere Fremden bei ihr ein, von denen sie gebeten ward einige Variationen auf der Pedalharfe zu spielen. Sie gab den Bitten Gehör und spielte mit vieler Fertigkeit, riß aber dabei an den starken Saiten, wie ein Ketrose auf dem Schiffe an den Tauen, so daß sie keinen schönen Ton sondern nur ein dumpfes Geklirr von sich gaben. Die portugiesischen und brasilianischen Fidalgo's, welche gegenwärtig waren, schrien voller Begeisterung: *multo bonite! multo bonite!* Ich, um bei dieser Beifallsbezeugung nicht zurückzubleiben, nickte

einigemal mit dem Kopfe. Demoiselle Jolie versicherte mir, daß sie eine Schülerin des berühmten Naddermann aus Paris sei, den ich persönlich durch den verstorbenen Kapellmeister Duffec in Paris kennen lernte, allein dies schien mir nach meinen geringen musikalischen Kenntnissen und meiner Beurtheilungsfähigkeit nicht der Fall zu sein.

Als der Kapellmeister Duffec Privat-Sekretair bei dem Herzoge von Venevent war, bat er mich bei meiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1810 an einem Nachmittage zu sich. Ich erschien und Duffec stellte mich seinem Freunde, dem Harfenspieler Naddermann, vor. Nach einer kurzen Unterhaltung spielte Herr Naddermann das bekannte schwere Konzert von Duffec fürs Fortepiano aus g Mol auf der Harfe mit solcher Präcision und Fertigkeit, daß ich erstaunte, und so spielte derselbe alle schwere Konzerte Duffec's auf der Harfe; wenn daher Demoiselle Jolie eine Schülerin dieses berühmten Virtuosen ist, so macht sie ihm wahrlich wenig Ehre.

Sie bat mich auf den folgenden Abend zum Thee, welche Einladung ich von einer solchen gefeierten Person nicht ablehnen durfte, wenn ich hier bei den gebildeten Portugiesen und Brasilianern nicht als ein homme sans monde oder un Allemand sans politesse erscheinen wollte; eigentlich war ich aber froh, nach dieser ersten Präsentation, Demoiselle Jolie mit ihrem Geschrei, den vielen Verehrern und der Dachstube, in welcher eine unerträgliche Hitze herrschte, in dem Rücken zu haben.

Am folgenden Abend erschien ich, der Einladung gemäß, zum Thee. Nach demselben wurde ein Spaziergang nach dem öffentlichen Garten, auf der Terrasse am Hafen, unternommen. Ein portugiesischer junger Fidalgo führte Demoiselle Jolie, auf der andern Seite ging der brasilianische Abbé Vandéra und neben diesem schlenderte ich einher. Diese Herrn sprachen mit mir kein Wort und so blieb auch ich stumm. Endlich unterbrach Demoiselle Jolie das Schweigen und sagte den beiden Herrn, daß ich der Schwager des Herrn Pinheiro de Ferreira sei, worauf sich der Abbé Vandéra sogleich mit mir in ein Gespräch einließ. Er sprach sehr gut französisch, zeigte viele Kenntnisse und Belesenheit und mischte in die Unterhaltung einige witzige Bemerkungen. Er ist ein geborner Brasilianer und ist nie außerhalb seines Vaterlandes gewesen.

Als wir auf der Terrasse am Hafen ankamen, besprügte der junge Fidalgo seine Führerin mit Wasser; ob dies nun eine Art von Galanterie in diesem Lande sein soll, oder ob es aus Scherz oder einer Art Vertraulichkeit geschah, weiß ich nicht, so viel hörte ich aber, daß die Harfenistin schrie: Mon Dieu! Mon Dieu! Que faites vous; vous me pouvez faire du mal. — Der junge Fidalgo neigte sich hierauf, machte eine witzig sein-sollende Replik und der Spaß war beendet. Wir schlenderten einige Male auf der Terrasse auf und ab und gingen dann gegen neun Uhr nach Hause. Herr Vandéra begleitete mich nach

meiner Wohnung und der junge Zidalgo führte Demoiselle Zolie nach Hause.

Nach der eigenen mir gemachten Aeußerung der Demoiselle Zolie, gedenkt sie nur noch einige Jahre in Rio de Janeiro zu bleiben, um den reichhaltigen Zoll ihrer Geschicklichkeit einzustreichen und dann den Gunstbezeugungen der Portugiesen und Brasilianer den Rücken zu kehren. —

Bei dieser Harfenstin muß ich auch einer sogenannten Aeolsharfe, einem Karren mit vier Ochsen bespannt, erwähnen, der diesen artigen Namen dem witzigen Einfall eines Diplomaters verdankt. Es sind nämlich Karren, die von vier Ochsen gezogen werden, welche nicht am Kopf sondern am Halse zusammengejocht sind. Die Ochsen ziehen aber wie bei uns mit dem Kopfe; nur ist das Joch anders. Rings um das Wagengestell sind spizig zulauende Pfosten angebracht, damit das Aufgeladene nicht herabfallen kann. Die Räder dieser Karren sind nicht mit Eisen beschlagen und werden nie geschmiert; daher entsteht durch die Reibung des durch die Hitze ausgetrockneten Holzes und von dem Druck der Last des Karren ein Getreische, daß es in der Nähe kaum zum Aushalten ist und einem das Trommelfell zerspringen möchte. Im Anfange glaubte ich in einiger Entfernung das Horn eines Kahlhirten zu hören. Je näher aber der Karren heran kam, je kreischender wurde der Ton und je mehr verschwand meine Vermuthung.

In den Umgebungen von Rio de Janeiro giebt es

viele dergleichen Karren; da nun die Wege in den Felsenklüften ic. sehr schmal sind, so soll dieses Knarren der Räder dazu dienen, daß sich die Fuhrleute schon in der Entfernung hören und zur rechten Zeit einander ausweichen können. Wenn sich zwei Personen neben einem solchen musikalischen Karren unterhalten, so müssen sie aus allen Kräften schreien, um sich zu verständigen, und dennoch ist es oft nicht möglich.

In der Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile, hört sich dieser kreischende Ton, besonders wenn man sich auf einer Anhöhe oder sonst einer erhabenen Stelle befindet, eben nicht übel an; er verkürt dann das Widrige und Rauhe, welches einen in der Nähe fast zur Verzweiflung bringen möchte, und nähert sich demjenigen einer Aeolsharfe.

Wie sehr dieses Getreische auch einem weniger musikalischen Ohre auffällt, wird aus Folgendem hervorgehen. Als ich in Cathede wohnte, fuhr ein solcher Karren vor einer Wende vorüber, in der zwölf englische Matrosen saßen und zechten, sie stürzten sogleich sämmtlich, den Ton der Karre nachahmend, heraus, warfen ihre Hüte nach derselben und verfolgten sie noch eine gute Strecke Weges.

Polizen — Kapitaes do matto — Busch-
neger — Grausamkeiten der Neger beim
Erwischen eines Reisenden etc. — Strafe
der entlaufenen Sklaven — Polizen-
Ordnung — Zahl der Einwohner —
Namen der Straßen — Hausnummern —
Nächtliche Beleuchtung — Todte Hunde
und Maulthiere — Wasserleitungen —
Feuer — Gefängnisse — Todte und
Sterbende. —

Die Polizen-Anstalten in Rio de Janeiro
haben manches Gute. Die Polizen selbst ist auf
einen militärischen Fuß, nach Art der preuß. Gens-
d'armie, eingerichtet und besteht aus ungefähr taus-
send Mann. Ihre Uniform ist dunkelblau mit brei-
ten gelben Ligen. Die Offiziere haben goldene Ligen.
Sie sind mit einer Flinte und einem Säbel bewaff-
net und beziehen mit dem noch in der Stadt befind-
lichen Militär die Wachen. Eine Polizenwache be-
steht aus einem Unteroffizier und zwölf Mann. Auch
in den Umgebungen der Stadt hat diese Polizen
mehrere Wachthäuser. Sie machen häufig Patrouil-
len von drei bis vier Mann durch die Stadt und in
der Umgegend. Mein Aufenthalt in Rio de Janeiro
war nur von zu kurzer Dauer, um mich näher nach
dem ganzen Umfange ihres Wirkens zu erkundigen.

Ihre schöne Uniform, in der sie täglich sehr reinlich erscheinen, und ihr häufiges Patrouilliren erregten besonders meine Aufmerksamkeit.

Zu diesem Polizen-Korps gehören auch die schon oben S. 78 erwähnten Kapitaes do matto (Wald-Kapitäns), welche aber einen ganz besondern Zweig bilden. Es sind freie Neger und Mulatten, welche unter einem Befehlshaber stehen, aber keinen Sold sondern nur etwas Gewisses für jeden entlaufenen und lebendig wieder eingelieferten Neger bekommen, das der Herr des Entlaufenen ihnen bezahlen muß; denn ohne dies nicht geschieht, wird ihm der Sklave aus dem öffentlichen Gefängnisse nicht ausgeliefert.

Diese Kapitaes do matto haben, wie mir gesagt wurde, einen schlimmen Stand und vollauf zu thun, um die Entlaufenen, welche Buschneger genannt werden, wieder einzuliefere, und ungeachtet aller Aufmerksamkeit sollen sich dennoch in ihrem Rücken ganze Räuberbanden bilden, welche die Wege im Innern gefährlich machen. Die Kapitaes do matto sind bewaffnet, gebrauchen aber die Waffen nur dann, wenn sie Widerstand finden. Den Negern, welche bei einem Scharmügel mit diesen Polizen-Offizianten gefallen sind, werden die Köpfe abgeschlagen und dem Gericht übergeben, welches sie zur Warnung auf Stangen an den Ecken der Hauptstraßen aufstellen läßt.

Nach Eschwege *) sollen diese Buschneger alle

*) Journal von Brasilien 16 Hest, S. 100.

nur mögliche Grausamkeiten ausüben, wenn sie einen einzelnen Reisenden, besonders aber einen Buschjäger erwischen können; dagegen sind sie so feig, daß ihrer Funfzig oft drei bis vier Reisende nicht anzugreifen wagen. Das Geringsste und Gewöhnlichste, was ein solcher Unglücklicher, der in ihre Hände fällt, auszuhalten hat, ist, daß ihm ein dickes Holz, gleich einem Gebiß oder Zaum in den Mund gegeben und mit einem Seile so fest hinten am Kopfe zusammengebunden wird, daß oft der Mund zu beiden Seiten aufreißt. Die Hände werden ihm dann auf dem Rücken an einen Baum fest gebunden und so verlasten sie ihn, bis der Zufall Jemanden herbeiführt, der ihn erlöst. Viele werden auch von ihnen kastriert, andere mit der größten Grausamkeit getödtet. Bei Billa Rica sollen besonders große Räuberbanden sein, die dort viel Unheil stiften, weil die Polizien daselbst nicht in dem besten Zustande ist.

Die entlaufenen Sklaven erhalten Eisen mit Ketten an den Füßen, einen eisernen Ring um den Hals, woran sich ein langes Stück Eisen befindet, welches über dem Kopf zur Warnung anderer hervorragt.

Die Polizien-Ordnung in der Stadt ist in vieler Hinsicht musterhaft, obgleich die Stadt mit den Vorstädten eine nicht geringe Ausdehnung hat; man kann sich leicht einen Begriff von der Größe derselben nach der Volksmenge machen, welche, mit Einschluß der Neger, deren Anzahl sehr bedeutend ist, wie schon oben angegeben worden, über 100,000 Seelen geschätzt wird. Die Straßen sind wie bei uns mit Blechen

Bleichen an den Ecken versehen, worauf ihr Name mit schwarzer Schrift steht. So giebt es denn das selbst eine Rua da Fidalgo, eine Rua dos Invalidos, eine Rua de St. Pedro, eine Rua da Candellaria, eine Rua da Misericordia, eine Rua da Gloria, eine Rua do Rosario ic. Die Häuser sind mit Nummern versehen und die nächtliche Beleuchtung durch Laternen ist in einigen Straßen sehr gut. Die Straßen sind ziemlich reinlich, nur bisweilen findet man todte Hunde auf denselben liegen, welche, ehe sie von der großen Hitze zerstört werden, einen entsetzlichen Geruch von sich geben; so auch todte Maulthiere am Ufer des Sees, nicht fern von der Gloria und von Cathede. Man kann daher wegen des Gestanks oft mehrere Tage die Uferseite nicht besuchen.

Das Wasser zum Gebrauch der Stadt, fließt von den Hügeln durch Wasserleitungen und wird, wie schon oben, Seite 24, angeführt worden, zu verschiedenen schönen Springbrunnen auf den öffentlichen Plätzen geleitet. Da nun sehr viele Leute von diesen Brunnen entfernt wohnen, so müssen sie sich immer Personen zum Wasserholen halten. Viele Menschen aus der niedern Volksklasse leben von dem Verlauf des Wassers, welches sie in großen, hübsch geformten Krügen, worin es kühl bleibt, herumtragen. Bei diesen Brunnen ist in der trocknen Jahreszeit häufig ein solches Gedränge, daß die Wasserträger oft stundenlang warten müssen, ehe sie ihre Gefäße füllen können. Das Wasser schmeckt sehr gut und wenn es

gehörig aufbewahrt wird, bleibt es auch kühl und angenehm. Bei dem würdigen Obersten und Ingenieur Brigadier Herrn v. Coula habe ich dieses Wasser, vorher durch einen Tropfstein geläutert, getrunken, es war sehr kühl und schmeckte vortreflich.

Feuer entsteht hier sehr selten, und wenn irgend, wo in einem Hause eine Feuersbrunst ausbricht, so ist sie von keiner Gefahr, weil das Bauholz zu den Balken, Thüren, Treppen ic. so fest und hart wie Stein ist und fast gar nicht brennt; daher geht man im Ganzen hier auch sehr sorglos mit dem Feuer um. In Cathede, wo ich wohnte, ist der Gebrauch, daß wenn man schnell Feuer haben will, der Neget dasselbe von einem Nachbar oder aus einer Wende holt; er läuft dann mit einem Feuerbrands, wie ein halber Arm lang, über die Straße und geht mit dem rauchenden und stinkenden Brande durch das Wohnzimmer nach der Küche ic.

Die Gefängnisse sollen hier abscheulich und höchst ungesund sein, welches auch leicht zu glauben ist, weil sie größtentheils nur mit Sklaven angefüllt sind, über deren Gesundheit, Wohl und Weh die Polizzen eben nicht sehr zu wachen scheint.

Die Todten werden hier in einer Art Sarg, offen, ohne Bedeckung, zur Ruhestätte getragen. Wenn hier ein Kranker in den letzten Zügen liegt und das Abendmahl erhält, so stehen vor der Thür eine Menge Portugiesen und farbiger Personen und singen; schreien aber dabet so gewaltig, daß wenn

der Kranke noch nicht gestorben ist, er gewiß von diesem Lärm sterben muß. —

XV.

Spiel — Pharobank — Fortbringung der Kranken — Theater — Professionen — Handel — Tuchhandlungen — Buchdruckerei — Zeitung — Abgaben der Schiffe — Schleichhandel — Fabriken und Manufakturen. —

Ich hörte von einigen Portugiesen, daß in Rio de Janeiro neben dem Theater auf einem Kaffeehause heimlich eine Pharobank gehalten würde, an der man sich aber sehr in Acht nehmen müßte zu spielen, weil die Herrn sich dabei seiner Kunstgriffe und Betrügereien bedienen; auch sei es eben nicht anständig dahin zu gehen. Auch in einigen anständigen Gesellschaften geschehe derselbe Unfug beim Whistspiel; also auch hier, wie in allen großen Städten Europas. Dieses im Finstern schleichende Nebel wird nicht eher ausgerottet werden, als bis ernsthaftere Maafregeln von Seiten der Regierungen ergriffen werden, und jeder falsche Spieler, ohne Unterschied und Ansehen der Person, streng bestraft wird. Viele Familien sind durch das Spiel unglücklich geworden und an den Bettelstab gerathen. Mancher hoffnungs-

voller, mit den besten Grundsätzen begabter Jüngling, ist durch eine bei ihm angefachte Leidenschaft für's Spiel, in dem Strudel desselben untergegangen; denn diejenigen Verbrecher, die bei ihm diese Leidenschaft anfachten, um ihn zu plündern, suchen ihn dann aus einer Art von Mitleid in ihre Schlinge zu ziehen und weihen ihn in die Kunstgriffe der falschen Spieler ein, wodurch er nun ein Verbrecher und zuletzt mit den schrecklichsten Gewissensbissen gefoltert wird. —

Eine sehr zweckmäßige Einrichtung fand ich in Rio de Janeiro, Kranke fortzubringen, welche man selbst in manchen großen Städten Europas nicht zu kennen scheint. Man bedient sich nämlich hier zu diesem Zwecke der Hängematten, die oben mit einer Schnur zusammengezogen werden können, so daß man den Kranken nicht sehen kann. Zwei Menschen tragen nun den Kranken in dieser Matte an einer starken runden hölzernen Stange, wie man bei uns die Kronleuchter zu tragen pflegt, auf den Schultern. Jeder, durch Bein- oder Armbruch Verunglückte oder sonst körperlich Zerstückerte, kann hierin, ohne Erschütterungen und Stöße zu leiden, sehr sanft getragen werden.

In Hamburg hat man zu diesem Zwecke auf allen Wachen Körbe, worin eine Matrage und ein Kopfkissen liegen, allein obgleich dieses von großem Nutzen ist, so ist es immer zu auffallend und daher den Kranken störend, welches ich selbst erfahren habe, als ich im vorigen Jahre in Hamburg mit meinem

zerbrochenen Fuß aus einer Wohnung in die andere in einem dergleichen Korbe getragen wurde. Es geschah des Abends nach neun Uhr, im Monat Mai, und dennoch folgten aus Neugierde mehr denn zweihundert Menschen.

Das Theater wird um sieben Uhr geöffnet, die Vorstellungen beginnen aber erst gegen acht Uhr. Eine halbe Stunde vor dem Anfange wird das Ganze erleuchtet, so lange sitzt man im Dunkeln. Ob nun dieses der Hitze wegen geschieht, damit die Lichter nicht zu früh abschmelzen, oder aus Ökonomie, kann ich nicht sagen. Während der Vorstellungen geht es, außer den lauten Beifallsbezeugungen, so ziemlich ruhig zu. Fällt ein Betrunkener von der Bank, wie dies bei meiner Anwesenheit zu verschiedenen Malen auf den ersten Plätzen geschah, und wälzt sich darunter, so bleibt er während des Spiels ganz ruhig liegen; denn Niemand achtet darauf oder bekümmert sich um ihn.

Die Prozessionen, die hier, wie in andern katholischen Ländern, sehr oft Statt haben, waren mir nicht neu und so jedem Fremden, der sie gewiß unzählige Male in den katholischen Städten Deutschlands gesehen haben wird; nur mit dem Unterschiede, daß hier die weißen mit den farbigen Personen bei einem solchen feierlichen Aufzuge einen sonderbaren Kontrast bilden. Wenn der Geistliche mit dem Venerabile kömmt, muß sich Alles niederwerfen und wenn es in den dicksten Noth wäre; ich wollte es keinem rathen, von welcher Religion er auch sei, stehen zu

bleiben; er würde gewiß von dem Pöbel, der hier, wie überall ist, auf das grausamste gemißhandelt werden. —

Der Groß- und Kleinhandel ist hier sehr lebhaft, ersterer besonders mit England. Die Ausfuhr-Artikel bestehen in Baumwolle, Kaffee, Zucker, Häuten, Talg, Pferdehaaren, Federn, Reis, Tabak, Indigo, verschiedenen Farbehölzern, einigen Apothekerwaaren, Gold und Edelsteinen &c, die beiden letzteren Artikel sind jetzt nicht mehr sehr ergiebig; dagegen werden eingeführt: Eisen, Stahl, kupferne Geräthschaften, Mehl, Salz, besonders vom Cap verd. Stoffe von gemeiner Wolle, Fanence, Glaswaaren, Pulver, Hüte, Stiefeln und Schuhe und allerhand Quinquaille, und Modewaaren; man kann daher hier die schönsten englischen und französischen Waaren, ja oft wohlfeiler, wie in Berlin haben, weil Rio de Janeiro mit allen nur möglichen Waaren aus Frankreich und England versehen, ja überhäuft wird. Ein Paar fertige sehr gut gemachte englische Schuhe kosten neun Patakas (4½ Thlr. preuß.), französische dagegen nur vier bis fünf Patakas (2 bis 2½ Thlr. preuß.); Stiefeln sind hier sehr theuer.

Tuchhandlungen giebt es hier eine große Anzahl, besonders in den kleinen Straßen, wo fast in jedem Hause ein brillanter mit feinen Tüchern ausgeschmückter Laden sich befindet; so auch Läden mit Baumwollen-, Seiden-, und andern Waaren.

Kupferstichhändler giebt es hier auch;

Buchhändler und Bücherhändler habe ich aber hier nicht gesehen, auch ist nur eine einzige Buchdruckerei in Rio de Janeiro, und zwar für Königl. Rechnung; man wird sich daher leicht einen Begriff von dem Bücherverkehr und von dem Presszwange machen können. Die Hauptbeschäftigung dieser Druckerei besteht in dem Druck einer Zeitung in portugiesischer Sprache, welche zwei oder dreimal wöchentlich erscheint und worin Artikel aus der Morning Chronicle und aus französischen Zeitungen, gehörig beschnitten, aufgenommen werden. Ich habe den Inhalt dieser Zeitung, beim langsamen Ueberlesen, sehr gut verstehen können, so leicht ist die portugiesische Sprache, wenn man nur etwas Französisch und Latein versteht.

Jedes ankommende fremde Schiff muß für die mitgebrachten fremden Waaren, nach einer Tare, ohne Unterschied, fünf und zwanzig Prozent Zoll geben; englische Schiffe geben für ihre Ladungen nur fünfzehn Prozent. Für jedes Kauffahrteischiff müssen, so lange es im Hafen von Rio de Janeiro vor Anker liegt, jeden Tag tausend Rees, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Thlr. preuß., Abgaben entrichtet werden. Zu Bahia, nach der Versicherung meines Schiffskapitáns, am Tage der Ankunft vier tausend Rees (sechs Thlr. preuß.) und eben so viel bei der Abfahrt. Die übrigen Tage, wo es vor Anker liegt, werden jeden Tag zwei tausend Rees gezahlt.

Der Schleichhandel wird hier sehr streng bestraft, dessen ungeachtet soll es hier eine große

Menge Schleichhändler geben, ja sogar angesehene Personen sollen sich mit diesem verbotenen Zweige des Betriebes abgeben und dadurch ein sehr gemächliches Leben führen. —

Die Fabriken und Manufakturen sind hier noch größtentheils in der Kindheit. — Eine Spielkarten-Fabrik giebt es hier auch, welche erst für Königl. Rechnung betrieben wurde, jetzt aber an einen Privat-Unternehmer verpachtet worden.

Chokoladen-Fabriken giebt es hier mehrere; der Preis dieses Fabrikats ist nicht hoch.

XVI.

Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand ambulant — Untreue seiner Gattin — Hausiren mit dem Porzellan — Anstellung als Arzt der Schweizer-Kolonie — Ernennung zum Leib-Arzt in St. Cruz — Eheliche Verhältnisse. —

Unter den Kleinrädem und Hausirern war mir ein Landsmann, der Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand ambulant merkwürdig, und besonders schon darum, weil ich erst seine Bekanntschaft in Rio de Janeiro im Hause meines Schwagers machen mußte, der ihn mit seinem ältesten Sohne Julius zu Tische geladen hatte. Er klagte mir und meiner Tochter

unter einem Thränenströme sogleich seine Leiden und Unglücksfälle. Außer seiner bekannten langwierigen und unglücklichen Hinreise, war ihm noch unter Weges seine Frau von einem von Berlin aus mitgereisten Goldschmidt verführt und ungetreu geworden. Sie war in Pernambuco mit ihrem Ciciabeo und den drei übrigen Kindern zurückgeblieben und hatte ihren trostlosen Gatten in wenigen Worten benachrichtiget, daß sie mit dem Herrn Lehr, dem Goldarbeiter, zu leben und zu sterben gesonnen sei. Ich tröstete den armen Mann so gut als ich's nur konnte. Bei Tische, worauf einige gute europäische Gerichte dampften und der Wein in den Gläsern blinkte, verwandelte sich das thränenvolle Gesicht des Herrn Doktors in ein heiteres und freundliches; die Frau, der Goldarbeiter und die Kinder waren vergessen, und sein mitgebrachtes Porzellan trat jetzt an die Stelle und füllte die Unterhaltung bei Tische aus. Er sprach nur von den hohen Preisen, zu welchen er das Porzellan abzusetzen gedächte &c.

Als ich in Cathede wohnte, sah ich den Herrn Ritter als Marchand ambulante sehr oft vor meinem Hause vorüberreiten, einen Nezer hinter sich, der auf dem Kopfe ein großes Brett mit Porzellan trug. Er selbst war ganz schwarz angezogen, en escarpin, mit einem großen französischen Chapeau à claque, mit der preussischen Nationalkolarde geziert, unter dem Arm, und im Knopfloche des Fracks hing eine große silberne Medaille. Man denke sich nun diesen stattlich gekleideten Arzt beinahe von Haus zu

Haus in Rio de Janeiro gehen und sein Porzellan anbieten! Er besuchte mit seinem Porzellan ohne Unterlaß die vornehmsten Bewohner in Cathede, als: den englischen Consul Chamberling, die Gräfin Linar, Wittwe eines portugiesischen Staatsministers und Schwester des ehemaligen französischen Gesandten, Grafen St. Marsan zu Berlin, den Grafen Biana, Admiral der portugiesischen Flotte; die Wittwe des verstorbenen portugiesischen Gouverneurs zu Bahia, Gräfin La Ponte ic.; Letztere, eine muntere und angenehme Frau, welche Aehnlichkeit mit der Madame Schröck in Berlin hat, versicherte mir lachend, daß sie gar nicht gewußt, was sie aus dem Herrn Ritter, indem er ihr dringend sein Porzellan angeboten, hätte machen sollen. —

Zu einer andern Zeit erschien Herr Ritter gegen Mittag in der größten Sonnenhitze mit seinem mit Porzellan bepacten Nezer bei dem russischen General. Consul und Weltumsegler Herrn v. Langsdorf, wo ich mich gerade auch befand. Ganz von der Hitze erschöpft zeigte er sogleich sein Porzellan der Frau des Hauses und einer ihrer Freundinnen, einer Madame Marks, vor; letztere suchte sich einige Tassen unter dem altmodischen und ausgesuchten Porzellan aus, während welcher Zeit der Herr Doktor Ritter seinen Frack in Gegenwart Aller abjog, und seinen breiten, durch die Hitze ganz mit Schweiß bedeckten Rücken der Gesellschaft sehen ließ. Als die niedliche kleine Portugiesin, Mad. Marks, dieses komische Schauspiel, welches die schmutzig

graue Leinwand der Weste noch erhöhte, sah, rief sie aus: Mon Dieu! Mon Dieu! je ne peux plus choisir! si! si! und eilte mit der Wirthin, der Frau von Langsdorf, in ein anderes Zimmer. Obgleich ich bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro nicht sehr zum Lachen aufgelegt war, so ward ich in diesem Augenblick doch durch diese Scene dazu gebracht, wie auch Herr von Langsdorf.

Durch den Tod des Arztes der angekommenen Schweizer Kolonie, erhielt Herr Doktor Ritter auf Verwendung des preussischen Gesandten Herrn Grafen von Flemming diese Stelle, welche ihm sehr zu wünschen war, da er sonst als Arzt in Rio de Janeiro wohl wenig Glück gemacht haben würde, weil sich daselbst eine große Anzahl französischer, englischer und portugiesischer Aerzte befinden.

In einem Briefe, den er aus Santa Gallo, dem Ansiedlungsorte der Kolonie, an den Herrn von Langsdorf schrieb, beklagte er sich sehr über sein Schicksal und schien mit der Anstellung, als Arzt beim Hospitale der Kolonie, gar nicht zufrieden zu sein. Dieses geschah kurz vor meiner Abreise von Rio de Janeiro. Einige Monate nach meiner Ankunft in Berlin, sah ich daselbst ein Schreiben des Herrn Doktor Ritter, worin derselbe seinen Freunden und Bekannten anzeigt: daß er zum Leibarzt des Königs in St. Cruz ernannt worden sei. Ich begreife nicht gut, wie Herr Ritter diese Stelle beim Könige bekleiden kann, da er, außer seiner Muttersprache, keine andre fremde Sprache

kennt und hier die Leibärzte des Königs schon eine wichtige Rolle spielen und mit dem großen Hausorden geschmückt sind. Ein Empfehlungs-Schreiben des Herrn Geheimen Raths Husland an die Kronprinzessin von Portugal, kann ihm allerdings von großem Nutzen gewesen sein, allein die Ernennung zum Leibarzt ziehe ich doch noch ein wenig in Zweifel, weil hier Religion, Sprachen und das *savoir vivre* mit ins Spiel kommen, womit, wenn ich nicht irre, der Herr Doktor Ritter noch zu kämpfen hat.

Santa Cruz ist ein kleines Städtchen, ungefähr zwölf Stunden von der Hauptstadt, worin der König ein Lustschloß hat, auf dem er sich jährlich ein Paar Monate aufhalten soll. Die Gegend ist daselbst sehr schön, und da eine Art von Landstraße von Rio de Janeiro nach Minas *ic.* hindurchführt, so fehlt es auch nicht an Leben und Verkehr, da täglich Transporte von Lebensmitteln aus dem Innern durch St. Cruz nach der Hauptstadt gehen.

Wegen der unglücklichen häuslichen Verhältnisse des Herrn Doktor Ritter muß ich hier noch anführen, daß ich von einigen Schiffskapitäns, die ihn genau zu kennen vorgaben, erfahren habe, daß dies eine gerechte Strafe des Himmels sei, weil Herr Ritter seine gegenwärtige Gattin etnem andern früher in Berlin auf dieselbe Weise entrißen habe. Ueberhaupt scheint ein sonderbares Verhältniß zwischen diesen Eheleuten Statt zu finden; denn in einem Briefe der Frau Doktorin Ritter, den sie an ihre Ruhme in Berlin geschrieben hat, giebt sie vor, ihren Mann auf das

Zärtlichste zu lieben und wünscht sehulichst eine baldige Wiedervereinigung mit ihm; auch sind einige Stellen darin wirklich so anziehend und rührend, daß man gar nicht glauben kann, daß sie ihm ungetreu geworden ist, und doch klagte er mir diesen Vorfall unter einem Strohme von Thränen. —

Ich will hier nur eine Stelle aus dem Briefe der Frau Doktorin Ritter aus Pernambuco, vom 8. September 1819, anführen, welche beweist, daß den Herrn Doktor in Rio de Janeiro wohl nur die Eifersucht quält. Sie schreibt:

„Nach vier Wochen, als ich mich in der größten Verzweiflung befand, erhielt ich einen Brief von meinem Mann, worin er mir ankündigte, daß er glücklich in Pernambuco angekommen sei, mir aber noch kein Geld schicken könnte, weil es ihm trotz aller Mühe noch nicht möglich gewesen wäre, etwas aufzutreiben. Ungeachtet der Angst, von Allem entblößt zu sein, empfand ich dennoch eine lebhaftere Freude, meinen Mann und mein Kind gesund zu wissen. Alle Reisegefährten machten jetzt nach Ankunft des Boten Anstalt abzureisen; auch Herr Lehr machte mit dem angekommenen Führer meines Mannes einen Akkord wegen der Abreise. Denken Sie sich jetzt meine Lage, liebe Mähme! Ich weinte heftig! Mein Wirth, ein Kaufmann, gerührt durch meine Thränen, fragte mich, ob ich auch lieber reisen, als hier zurückbleiben wollte; ich bejahete es. Er sprach hierauf mit Herrn Lehr und sagte ihm, daß wenn er mich mit den Kindern mitzunehmnen Willens sei,

er nicht nur drei Pferde geben, sondern auch das Geld dafür erst in Pernambuco gezahlt haben wollte. Herr Lehr ging es ein und verpflichtete sich, das Geld binnen einem Monate zu zahlen.“

„Wir traten jetzt unsere Reise von Rio Grande nach Pernambuco an. Alles ging gut; denn die größte Regenzeit war vorüber; die Flüsse liefen allmählig ab, so daß wir beim Durchschwimmen der Pferde darauf sitzen bleiben konnten, allein der Weg war dennoch sehr beschwerlich, nicht nur wegen des Wassers, sondern auch wegen der hohen Berge, worüber kein Fußsteig führt. Der Führer geht voran und die Reisenden folgen. Die Berge sind zum Theil vom Regen sehr ausgespült, so daß die Steige oft nur so breit sind, daß das Pferd kaum seinen Huf setzen kann. Nach achtzehn Tagen kamen wir, ungeachtet der häufigen Beschwerden und des oft einfallenden Regenwetters, glücklich und gesund in Pernambuco an. Welche Freude! meinen Mann und meinen Sohn umarmen zu können; allein auch diese sollte ich nach so langen Leiden wieder nicht genießen; denn sie waren schon seit fünf Tagen von hier nach Rio de Janeiro abgereist ic.“

Mündlich hörte ich nun noch von den Anverwandten der Frau Doktorin Ritter und auch von andern Personen in Berlin, welche die Familie kennen, daß Madame Ritter noch kurz vor der Abreise nach Rio de Janeiro ihr ganzes Vermögen ihrem Gatten zum Ankauf des Porzellans ic. gegeben habe, woraus also, so wie aus dem Briefe, hervorgeht, daß sie es

unmöglich mit ihrem Mann schlecht meinen kann, und daß sie nur durch die Umstände gezwungen, da sie erst in Rio Grande und dann in Pernambuco jedesmal mit ihren drei kleinen Kindern von ihm ohne Mittel zurückgelassen wurde, sich an den von Berlin aus mitgereisten Herrn Lehr anschließen mußte. Auch haben ihre Anverwandte sie gern mit den Kindern in Berlin, wegen des ungewissen Geschickes dieser Reise, behalten wollen, allein nur die Liebe zu ihrem Mann hat sie bewogen, diese beschwerliche Reise in einem hochschwangeren Zustande zu unternehmen.

Man verzeihe mir übrigens diese kleine Abschweifung, sie betrifft einen Landsmann, dessen sonderbares Benehmen in Rio de Janeiro leicht einen Flecken auf die Bildung unserer Mitbürger werfen könnte. —

Hof — Schloß in St. Christoph — Lage —
 Aussicht — Gallerie — Kunststraße —
 Vergnügungen des Königs — Charak-
 terzug seiner Herzengüte — Meine Vor-
 stellung bei dem Monarchen durch den
 preuß. Gesandten, Hrn. Grafen v. Flem-
 ming — Kniebeugung beim Begegnen des
 Königs oder eines Gliedes der Königl.
 Familie — Kronprinz Don Pedro. —

Der Hof lebt hier, den Umständen nach, ziem-
 lich glänzend. Der König, nebst dem Kronprinzen
 und der Kronprinzessin und noch drei seiner Kinder,
 der Prinzessin Marie Theresie, Wittve des Prin-
 zen Peter Karl von Spanien, mit ihrem Sohne,
 einem Kinde von acht Jahren, dem Prinzen Don
 Michel von vierzehn Jahren, welcher stets am
 Bandwurm leidet, und der sehr schönen Prinzessin
 Isabelle, deren Gesicht, dem der betenden Nonne
 in dem Bardouschen Oelgemälde, welches auf der
 Berliner Kunstausstellung im Jahre 1804 so vieles
 Aufsehen erregte, gleicht, bewohnen das Schloß in
 St. Christoph, anderthalb Stunden von Rio de
 Janeiro. Die Königin bewohnt dagegen mit zwei
 ihrer Töchter, der Prinzessin Michael Marie von
 achtzehn und der Prinzessin Josephe von funfzehn
 Jahren, das Schloß in der Stadt, auf dem Plage
 am

am Hafen. Noch eine bejahrte Prinzessin, wenn ich nicht irre, mit Namen Isabelle, wohnt in der Stadt.

Das Schloß des Königs in St. Christoph gehörte ehemals einem reichen Kaufmann, von dem es der König, als er seinen Hofstaat von Lissabon nach Rio de Janeiro verlegte, kaufte. Es hat eine sehr angenehme, etwas hohe, Lage und eine ungemein reizende Aussicht auf die Stadt und den Hafen. Zu beiden Seiten sind hohe Felsenparthien und Thäler, die mit einer Menge Landhäuser besetzt sind.

Das Gebäude ist von keinem großen Umfange, hat nur ein Geschos und vierzehn Fenster en fronte; gegenwärtig werden aber noch Seitenflügel angebaut um demselben mehr Ausdehnung zu geben. Ehe man zu dem Schlosse gelangt, muß man einen großen Vorhof passieren. Eine runde Freitreppe, von ungefähr zwölf Stufen, mit einem eisernen, grün angestrichenen und mit Gold verzierten Geländer versehen, führt von beiden Seiten zu dem Eingange des Schlosses, durch welchen man sogleich in eine Gallerie tritt, die so lang, als die ganze Fronte des Schlosses ist, und ungefähr sechs Schritte Tiefe hat. In dieser kleinen, aber sehr netten Gallerie sind die vierzehn sehr breite Fenster der Vorderwand zum Herausgehen; die Hinterwand ist mit schönen Original-Ölgemälden, welche verschiedene religiöse Szenen darstellen, geschmückt, und von mehreren Thüren durchbrochen, welche nach dem Innern des Schlosses führen. Neben dem Schlosse ist ein Wacht-

haus, welches dreißig bis vierzig Mann, nebst einem Offizier beziehen, die den Wachdienst im Schlosse versehen.

Der Weg von Rio de Janeiro nach St. Christoph ist sehr angenehm, eine sehr gute Kunststraße, auf beiden Seiten mit Landhäusern besetzt, führt dahin; auch passirt man eine gut angebaute Vorstadt, einer kleinen Herrenhuter Stadt ähnlich, welche Carombi heißt.

Dieses kleine, in einer romantischen Gegend gelegene Schloß, worauf der König im Schooße seiner Familie wohnt, hat viel Anziehendes, besonders wenn man dagegen die großen Palläste und Schloßer, in denen nicht das stille Glück der Häuslichkeit seinen Thron aufgeschlagen hat, in Europa betrachtet.

Der König leidet an einem schlimmen Fuß. Man sagte mir, daß mehrere Könige von Portugal an diesem Uebel gestorben wären.

Wenn der König spazieren fährt, was sehr oft geschieht, so sitzt er in einem offenen Wagen mit vier schönen Isabellfarbenen Maulthieren bespannt, und grüßt die Vorübergehenden sehr freundlich. Mit ihm fährt gewöhnlich der kleine spanische Prinz von acht Jahren. Auch zu Fuße macht sich der König sehr viel Bewegung, wenn es nämlich sein Fuß erlaubt; dabei lebt er sehr diät und trinkt fast gar keinen Wein. In seinen Gesichtszügen ist seine allgermein bekannte Herzengüte ausgedrückt. Folgender

Charakterzug von der Herzensgüte dieses Monarchen wird hier nicht am unrechten Orte stehen.

Der Marquis de Lolé war bis zur Abreise seines Monarchen und der königlichen Familie nach Brasilien, der Liebling desselben gewesen und genoß daher alle mit dem Vertrauen eines Monarchen verknüpften Gunstbezeugungen; allein ungeachtet dieser Gunstbezeugungen ging er aus Dankbarkeit im Jahre 1807 zu den Franzosen über und diente in der Armee des Marschalls Massena, Prinzen von Eckingen, gegen sein Vaterland. Nachdem der Regentschaft in Lissabon sowohl seine als die Gegenwart anderer Großen des Reichs bei der feindlichen Armee bekannt wurde, so ward er nach den Landes-Gesetzen im Jahre 1811 zum Tode verurtheilt. Die ausgesprochene Sentenz wurde im Wilde vollzogen und die Güter, Länder, Reven und Besitzungen dieser Schuldigen wurden zum Besten der Krone konfisziert.

Der Marquis erzählt nun seine Begnadigungsgeschichte auf folgende Weise: *)

Am 27. Juli 1817 kam ich nach der Residenz Rio de Janeiro. Ich landete unter dem Charakter eines französischen Offiziers, und reichte in der Wohnung der französischen Gesandtschaft alle Papiere ein, die mir bis zu diesem Augenblick nothwendig erschienen, um ohne bedeutende Hindernisse zu meinem Zwecke zu gelangen. — Ich nahm in einem öffent-

*) Aus dem portugiesischen Originale wörtlich übersezt.

lichen Wirthshause in der Straße Santo Antonio meinen Aufenthalt, und am 29. machte ich dem ersten Staatsminister meine Aufwartung, und redete ihn mit folgenden wenigen Worten an:

„Ich bitte Ihre Excellenz, die Güte zu haben, Sr. Majestät kund zu thun, daß sich in hiesiger Residenz Agostinho Domingos José de Mendonca *) befinde, von Niemanden, als nur von seinen Verbrechen begleitet, und daß er fest und unveränderlich entschlossen sei, zu den Füßen seines Königs zu sterben.“

Der Minister versicherte mir, daß er sich in demselben Augenblick aufmachen wollte, um solches Ihrer Majestät kund zu thun, worauf ich mich nach meiner Wohnung zurück begab. —

Am 30., um elf Uhr Morgens, kündigte mir die Polizey- Behörde an, wie der König beschloffen habe, daß ich nach der Festung Santa Cruz in Gewahrsam gebracht werden solle. Ich machte mich sogleich auf, von einem Beamten begleitet, und kam den 31. um drei Uhr des Morgens an. — Ich bat den Beamten, denen, welche es beträfe, meine Umstände wissen zu lassen, die von der Beschaffenheit wären, mich wenigstens zu der Zahl der Gefangenen zu rechnen, welche Menschlichkeit zu unterstützen pflegte.

Hierauf begab sich der Beamte hinweg, welcher

*) Der Familienname des Marquis.

die edle Besinnung gehabt, oben auf mein kleines Felleisen meine eigene Börse stecken zu lassen; ich ward darauf einem andern Beamten übergeben, der ein feiner, ungemein leutseliger, Mann war, und sehr oft das Quätende meiner Vorstellungen linderte, indem er sich bemühte, mir einen günstigern Ausgang des zu erwartenden ungewissen Schicksals glauben zu machen.

Meine traurige Lage hatte einen so tiefen Eindruck auf das edle Herz Sr. Königlichen Majestät gemacht, daß Sie sich entschlossen, mich zu unterstützen, wozu der bestimmteste Befehl gegeben wurde, und vom 3. August an, ward mir vom Königlichen Hause jede Art von Unterstützung gereicht. —

Am 11. wurde ich zum Erstenmale verhört, und, weit entfernt mich zu vertheidigen, oder nur ein Verlangen zu zeigen, mich zu rechtfertigen, gestand ich meine Verbrechen mit denjenigen Umständen, welche sie begleiteten. Meine Erklärung gab Veranlassung zu vielen, alle die Hauptsache betreffenden Fragen. Nach einem Zeitraum von funfzehn Tagen ward das Verhör geschlossen, und ich erfuhr sodann: daß der König das gegen mich in Lissabon gefällte Urtheil neuerdings bestätigt habe. Nun hielt ich mein Loos für entschieden, indessen gereuete es mich nicht, den Schritt, den ich so eben erzählt, gethan zu haben.

Mehrere Große des Reichs, meine Freunde und Verwandte, selbst Feinde eilten zu den Füßen des Monarchen, ihn ansehend, mir wenigstens die To,

desstrafe zu erlassen, und unter ihnen waren viele Edelgesinnte, welche die ausgezeichneten Dienste, die sie dem Staate geleistet hatten, zu meinem Besten hervorzuheben wußten. Die Festigkeit des Monarchen zeigte, daß mein Schicksal entschieden sei, und ich ergab mich demselben in ruhiger Fassung; auch Jeder verlor die Hoffnung meiner Rettung um so viel mehr, als man den glorreichen Krönungstag vorübergehen sah, ohne daß der König sich meiner erinnert noch von mir gesprochen hätte. —

Zwei Tage nach dem Feste der Thronbesteigung überreichten dem Monarchen einige Großen des Reichs, bei einer sich dargebotenen Gelegenheit, ein Memoire. Der Souverain betrachtete es ernst, und seine Mienen verriethen, daß Ihre Majestät nicht wollte, daß irgend Einer für mich spräche, und demnach erwartete ich jede Stunde den Augenblick meiner Hinrichtung. —

Am 20. März 1818 trat Fr. Custodio voller Freuden in mein Gefängniß, und sprach zu mir: Gestern Abend kam ich in das Zimmer des Königs, ich fand ihn sehr heiter; er sagte mir: „Wisse Fr. Custodio, ich habe mich entschlossen, den Marquis de Lolo zu begnadigen.“ — Ich küßte darauf die Hand Ihrer Majestät, und bat dieselben, mir zu erlauben, der Ueberbringer einer solchen Botschaft zu werden. Der König gab mir zu verstehen, daß er meine Absicht sehr achte, und fügte hinzu: „Ja gehe und sage dem Marquis, daß am heutigen und morgenden

Tage *) die Religion mich erinnert, wie Jesus Christus aus seinen Feinden verziehen, daß ich ihm nachzuahmen habe, und daß ich in dieser Hinsicht dem Marquis das Leben schenke.“

Wenige Stunden darauf kam ein Bote mit dem Befehl meiner Loßlassung, begleitet von der Erlaubniß, mich nach der Residenz Rio de Janeiro verfügen zu können, indem mir erlaubt sei, einen freien Umgang in dieser Stadt zu haben. —

Ich begab mich darauf nach demselben öffentlichen Wirthshause, wo ich vorher schon gewohnt hatte, woselbst ich vom Hofe und andern ausgezeichneten Personen Glückwünsche erhielt. Drei Tage nach meinem Aufenthalte in dem gedachten Hause trat ein Mann in mein Zimmer und überreichte mir einen damastnen Sack mit Geld, und ein versiegeltes Billet. In dem Augenblicke, da ich dasselbe öffnete, begab sich der Ueberbringer hinweg, ohne Antwort abzuwarten; der Inhalt des Billets war: vier Millionen Rees (4800 spanische Thaler) für den Marquis de Lolé, um seine Leiden zu mildern.

Ich erkannte die Handschrift, und achtete sie höher, als die Unterstützung selbst, die eine wahrhaft große Seele mir so freigebig ertheilte. —

Im Verlaufe von fünf Wochen ward mir zuweilen die Gelegenheit, den König und seine erhabene Familie zu sehen. — Auch Ihre Majestät wurden

*) Es war am Ostersfeste.

zuweilen meiner gewahr, und ließen mich immer in der glücklichen Vermuthung, daß Sie mich nicht mit Unwillen oder Verachtung betrachteten.

Eines Nachmittags begegnete ich der erhabenen Königlichen Prinzessin, die von ihrem gewöhnlichen Spaziergange zurückkehrte; Ihre Hoheit hatten die Güte stehen zu bleiben und mir zu sagen: „Seid Ihr der Marquis de Loloé?“ Meine Antwort war: „Einst genoß ich diese Würde — heute, Ihre Königliche Hoheit, bin ich ein Unglücklicher, ein Verhafteter, ein in Ungnade sich befindender.“

„Marquis, ich bin nicht Eurer Meinung“ erwiederte die Prinzessin. „Mein Vater, König des vereinten Reichs, ist nicht Euer Feind.“ „Ich glaube,“ versetzte ich, „gnädige Prinzessin, daß mein König Niemandes Feind ist, aber ich bin gewiß, daß ich noch keinen wahren Freund verdiene.“ — Um mich aus dem Zustande zu ziehen, worin Ihre Königliche Hoheit mich erblickten, näherten sich Dieselben mir und verstatteten mir die Ehre, Ihre Hand küssen zu dürfen, worauf Sie Ihren Weg fortsetzten, während ich mit sich durchkreuzenden Ideen zu kämpfen hatte. — Vier Tage hielt ich mich in meiner Wohnung auf, ohne auszugehen, und diese Zeit schien mir zu kurz, um meine Lage von allen Seiten zu überdenken. — Ich bildete tausend Muthmaßungen, wollte bald diesen bald jenen Entschluß fassen, allein alle meine Pläne wurden durch die grausame Vorstellung zerstört, wer ich gewesen — wer ich war — und wen ich beleidiget hatte. —

Am vierten Tage um elf Uhr spät am Abend trat mein Freund, der Marquis de Bellas in mein Zimmer, umarmte mich mit Thränen in den Augen und sprach: „Die Königliche Prinzessin, die diesen Abend zum König kam, lenkte das Gespräch auf die Unterredung die Sie mit Ihnen gehabt. — Sie besaß das Zartgefühl, dem Könige zu sagen: ich will nicht das Herz meines Vaters dadurch beleidigen, daß ich für den Marquis de Losé bitte, denn ich will nicht daß irgend Jemand den Gedanken hege, als wenn einer Prinzessin die Beendigung einer Handlung zu verdanken sei, welche ein König so großmüthig begonnen.“

Ich benutzte diese Gelegenheit und sprach: Ich würde diese schon vollendet haben, wenn ich Agostinho Domingos Joze de Mendonca wäre. „Und wie denn?“ fragte der König. Ich würde mich zu den Füßen Ihrer Majestät werfen, und da das Ende meines Kummers finden. „Und warum hat der Marquis de Losé nicht diesen Schritt gethan, wartet er, daß ich ihn suchen soll?“ Ich küßte dem Könige die Hand, und entfernte mich sogleich, um Ihnen anzukündigen, daß der König übermorgen nach hiesiger Residenz kommt, und daß Sie ihre Einrichtung treffen, ohne ein Wort von dem fallen zu lassen, was ich Ihnen gesagt habe. Leben Sie wohl. Mit diesen Worten ging der Marquis de Bellas hinweg, und ich war wie außer mir, indem es mir schien, daß ich in einer ganz andern Welt lebe.

Zwei Tage darauf erwartete ich drittehalb Mei-

ten von der Residenz meinen König, und in einer Entfernung, die mir zweckmäßig zu sein schien, warf ich mich mitten auf dem Wege auf die Knie. So wie sich der König näherte, ließ er seinen Palanquin stille halten und fragte mich huldreich: „Was verlangt der Marquis?“ Ihro Majestät zu erinnern, daß meine trostlose Familie keinen Antheil an meinem Verbrechen habe, und dann zu den Füßen meines erhabenen Souverains zu sterben.

„Der Marquis hat viel gewagt, an diesen Hof ohne irgend einen Beistand zu kommen.“ — Die Tugenden von Ihro Majestät, beseeleten mich, einen solchen Schritt zu wagen. „Sprecht Marquis, seid Ihr davon überzeugt, daß ich euch zu begnadigen habe?“ Nein, Ihro Majestät, meine Verbrechen verstaten nicht einen solchen Gedanken. Darauf wandte sich der König zu seinem Gefolge und sprach: „Er ist der erste, der sich meinem Herzen anvertrauet, und sich meinen Händen übergeben hat.“ — Dann sprach er zu mir diese Worte: „Eure Verbrechen bleiben hier vergraben. Nie werde ich mich wieder ihrer erinnern. Ich gebe Euch Alles wieder, selbst meine Freundschaft, um Euch zu versichern, daß Ihr Euch nicht in dem Glauben an dem Herzen Eures Königs getäuscht habt. — Kommt an den Hof, kein Ort soll dem Marquis de Lolo untersagt sein. — So weit diese Anekdote.

Als ich dem Könige mit meinem Neffen durch die Güte des preuß. Gesandten Herrn Grafen v. Flemming vorgestellt wurde, trug ich die preußische Art

me Uniform von der Kavallerie. Der Monarch, nur mit einem schlichten Civil-Rock bekleidet, auf dem als Auszeichnung ein Stern glänzte, empfing uns sehr herablassend. Er fragte mich auf Französisch: wie lange ich gedient? Wie lange wir auf dieser großen Reise zugebracht hätten und wie mir dieses Land gefalle? Dann, welchen Eindruck die außerordentliche Hitze des Landes auf mich mache? ic. Hierauf entließ er uns sehr gnädig. Der König hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem in Berlin verstorbenen Banquier Cohen, sowohl in der Gestalt als auch in dem Benehmen; welche Bemerkung mein Schwager gleichfalls machte.

Vor unserer Präsentation war der päpstliche Nuntius bei dem Monarchen, dem wir gleichfalls vorgestellt wurden. Nachdem wir entlassen worden, hatten der dänische und niederländische Konsul Audienz. Dann, es war nämlich am Abend um acht Uhr, fing das baise-main an, wozu in der bereits erwähnten Gallerie, als wir aus dem Zimmer des Königs kamen, gegen hundert Personen aus allen Ständen versammelt waren, worunter sich auch ganz schwarz gekleidete Damen befanden.

Zu einer Privat-Audienz geht man beim Eingange in die Gallerie rechts am Ende derselben zu den Zimmern des Königs; zu dem baise-main aber links, wo gegen acht Uhr des Abends eine Thür geöffnet wird, die in den großen Cour, oder Baise-main, Saal führt, den ich weiter unten ausführlicher beschreiben werde.

Wenn der König über ein anderes Glied der königlichen Familie ausfährt, so muß ein jeder ihm begegnende Portugiese, Brasilianer ic., die Witterung mag sein, wie sie will, aus dem Wagen steigen und eine Kniebeugung machen; nur Frauenzimmer sind davon ausgeschlossen. Vor einigen Jahren waren Fremde dieser lästigen Ceremonie gleichfalls unterworfen, allein sie ist bei einem Vorfalle mit einem Fremden nur auf die Unterthanen des Königs von Portugal, Brasilien und Algarvien beschränkt worden. Als nämlich die Königin vor mehreren Jahren einmal ausfuhr, so begegnete der sie stets begleitende Troß einem Mann zu Pferde, welcher nicht gleich absteigen und eine Kniebeugung verrichten wollte. Die beiden voran reitenden jungen Fidalgos schlugen daher mit dem Säbel nach ihm. Der Mann, ein Fremder von bedeutendem Range, ging sogleich wieder an den Bord seines Schiffes, wo er von sämmtlichen fremden Gesandten besucht wurde. Dieser Vorfall ward im Stillen beigelegt und gleich darauf erschten der Befehl, daß diejenigen Fremden, welche keine Unterthanen des Königs wären, diese Ceremonie nicht zu verrichten nöthig hätten.

Vor jedem Gliede der königlichen Familie müssen die angesehensten Personen Brasiliens knien und ihm die rechte Hand küssen. Dieses habe ich selbst auf der Treppe des Schlosses zu St. Christoph gesehen, wo der König mit dem jungen achtjährigen spanischen Prinzen angefahren kam und dieser zuerst

ausstieg und auf der schmalen Treppe zu beiden Seiten von denjenigen Personen, welche sich bereits zum baise-main eingefunden hatten, knieend empfangen und ihm die rechte Hand, nach der Alle langten, geküßt wurde; eben so stürzte die versammelte Menge hernach, als der König wegen seines schlimmen Fußes herauf getragen wurde, wieder nieder, und wer die herabhängende rechte Hand des Monarchen erreichen konnte, küßte sie.

Der Kronprinz, Don Pedro, muß ein schlechtes Gesicht haben. Ich habe ihm öfters mit seiner Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, welche stets einen runden grauen Mannshut trägt, begegnet, wenn sie von St. Christoph nach Cathede spazieren führen, welches fast täglich geschah, allein, obgleich ich ihn jedesmal gebührend grüßte, so hat er meinen Gruß nie erwidert, und doch sah er mir stets sehr starr ins Gesicht.

Don Pedro ist übrigens ein schöner Mann, trägt einen starken schwarzen Backenbart, und hat in der Uniform ganz das Ansehen und die Gewandtheit eines französischen Offiziers.

Der König ist, wie schon erwähnt, stets überaus freundlich und so auch die übrigen Glieder der königlichen Familie, welchen man als Fremder, nach der Hof-Etiquette, nicht vorgestellt wird.

Aufwand des Hofes — Begleitung der Königl. Familie beim Ausfahren — Festslichkeiten bei dem Empfange der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, Gemahlin des Kronprinzen. —

Der Aufwand des Hofes im Aeußeren ist der Königl. Würde angemessen. Führt ein Prinz oder eine Prinzessin des Königl. Hauses aus, so wird der Wagen von einer Art von Leibgarde, beinahe wie unsre Husaren bekleidet, mit bloßem Säbel begleitet. Die Königin fuhr mit folgender Begleitung: Vorauf ritten zwei Kadetten oder junge Edelleute im Dienste des Hofes; diesen folgten acht Mann der Garde und hinter denselben ein Bedienter in dunkelblauer mit bunten Vorten besetzter Livree, dabei einen großen dreieckigen Hut mit silbernen Treßsen auf dem Haupte und statt des Zopfes eine lange Flechte, die mit schwarzem Bände, dessen Enden im Winde flatterten, befestiget war. Er hatte zwischen sich und dem Hals des Pferdes einen kleinen Kasten, wie ein kleiner Kinderfarg, mit einer carmoisinrothen manchesternen Docke überhangen, welches eine Art Hüfche zum Aussteigen aus dem Wagen war; diesem Bedienten folgte der mit vier Maulthierren bespannte Wagen, worin die Königin saß. Hinten auf dem Wagen standen zwei Bedienten in der oben beschriebenen Livree. Dem Wagen der Königin folgte ein

dienstthuender Kammerherr, in einem kleinen, schon oben, S. 45, beschriebenen Wagen mit zwei Maulthieren bespannt. Die Livree der Bedienten war eben nicht reinlich; der Hut sehr abgeschabt und die Tressen schmutzig. —

Wenn der König nach dem Theater fährt, welches sehr selten, und nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Geburtstagen &c. geschieht, bei meiner viermonatlichen Anwesenheit in der Residenz aber gar nicht geschah, dann ist auch die königliche Familie zugegen, die, außer mit dem Könige, sonst nie das Theater besucht; die Pracht die dann im Theater herrschen soll, ist nicht zu beschreiben, wie ich bereits oben erwähnt habe.

Man sagte mir, daß bei Vermählungen der königlichen Prinzen und andern zum Hofe gehörigen Personen hier viele Feierlichkeiten von Seiten des Hofes und von Seiten des Volks veranstaltet würden; so z. B. soll die Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich hier sehr feierlich vor drei Jahren begangen worden sein. Folgendes ist mir davon aus einem Schreiben bekannt geworden, woraus man auf die Liebe des Volks zu ihrem Regenten schließen kann. In allen Straßen, durch welche der Zug der Kaiserstochter ging, waren die Häuser mit seidnen Vorhängen und Tapeten von verschiedenen Farben verziert, die Straßen selbst waren mit verschiedenen Blumen und Baumblättern besäet. Der Weg vom Secarsenal bis zur königlichen Kapelle war mit drei schönen

Triumphbogen geschmückt, welche nicht nur verschiedene Gestalten hatten, sondern auch ganz verschieden verziert und mit sinnreichen Inschriften versehen waren.

Um elf Uhr begab sich die Königin mit den Prinzessinnen und ihrem ganzen Hofstaate in sechs Wagen nach dem oben erwähnten Arsenal; derselben folgte der König mit den Königlichen Prinzen, allen großen Hofchargen und ansehnlichen Beamten gegen zwölf Uhr Mittags. Nach zwei Uhr gelangte der Zug von den Schiffen in die prächtig verzierten Straßen unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen von den Forts. Zu beiden Seiten der Straße hatte die Infanterie ein Spalier gezogen. Den Zug eröffnete eine Abtheilung Kavallerie; dann folgte eine Abtheilung Königlicher Stallknechte zu Pferde, von denen zwei mit rothem Damast überzogene Hütschen auf dem Pferde hatten; hinter diesen folgten die Musci der Kavallerie; dann acht Stabträger zu Pferde, die Wappenkönige und Herolde und der Justiz, Corregidor auch zu Pferde in großer Galla. Diesem glänzenden Vortrage folgten die Königlichen Räte in zweispännigen Wagen, der Oberstallmeister, Oberhofmeister, die Königlichen Kammerherrn in drei Königlichen Wagen, deren jeder von vier Bedienten zu Fuße begleitet wurde. Auf diesen glänzenden Zug folgte der Lieutenant der Königlichen Garde, dann der zweite Oberstallmeister zu Pferde von Bedienten zu Fuße begleitet. Jetzt kam der Königliche reich mit Gold verzierte Staatswagen

wagen von acht muntern Kappen gezogen, deren Geschir mit carmoisinrothem Sammet überzogen und mit Gold geschmückt war. In diesem Wagen befand sich der König, die Königin, die Erzherzogin und der Kronprinz. Zu beiden Seiten des Wagens gingen Kammerdiener mit entblößtem Haupte und hinter dem Wagen ritt der Kapitän der Königlichen Garde. Hinter diesem kamen zwei gleichfalls reich verzierte Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, worin sich die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses befanden. Hinter diesem Wagen ritt ein Kavallerieregiment und hinter diesem kam der leere Staatswagen und die Wagen der Hofdamen, Kammerfrauen und andern Hofchargen etc.

Der Zug wurde unter Festlichkeiten aller Art, wobei das Volk sich auf den Straßen herumtummelte und unaufhörlich auf dem Plage des Pallastes am Meere Vivat rief, hingebacht. Am Abend ging der Zug noch einmal aus dem Pallaste unter dem magischen Scheine von Wachsfackeln durch die erleuchteten Straßen und Triumphbogen nach dem Arsenal, wo sich der Hof einschiffte und nach St. Christoph fuhr, wo gleichfalls ein schöner Triumphbogen errichtet war.

Diese Festlichkeiten haben drei Tage gedauert. Am ersten Tage auf den Meere, wo die Erzherzogin auf dem portugiesischen Linienenschiffe Don Johann VI. den Eingang des Hafens passirte und derselben der Kammerherr Graf Biana in der königlichen reich mit Gold verzierten Jagd im Namen

des Königs entgegenfuhr und begrüßte; späterhin begaben sich auch der König, die Königin, der Kronprinz und sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses auf der Königl. Gallotte zur Erzherzogin. Der Anblick der aufgezogenen und geschmückten Flaggen, der in Parade aufgestellten Märsche, kurz aller geschmückten Schiffe etc., soll auf dem Wasserspiegel prächtig gewesen sein. Am Abend des ersten Tages war nicht nur die Stadt, sondern auch das am Meere liegende Seearsenal und alle Forts und Schiffe prachtvoll erleuchtet.

Am zweiten Tage war der oben beschriebene Einzug, die Feierlichkeit der Einsegnung des neuen Ehepaares in der Königlichen Kapelle, und die Festlichkeiten auf dem Schlosse und in den Privathäusern zur Ehre des Tages.

Am dritten Tage stieg der Kaiserliche Botschafter, Graf v. Elg, nebst den Kammerherren ans Land, welche, der Botschafter in einem Königlichen sechspännigen Gallawagen und die Kammerherren in drei andern Wagen, nach dem Schlosse abgeholt wurden und wobei sich das Fest im Volke nochmals erneuerte. —

XIX.

Verhältnisse des Königs mit seiner Gemahlin

— Baise-main — Anzug der Personen, welche dieser Feierlichkeit beiwohnen
 — Thron — Cour-Saal — Art, wie das baise-main abgehalten wird — Musik vor dem Schlosse, während der Feierlichkeit — Sechshundert Handküsse — Groß-Almosenier — Marquis de Lolo — Damen — Feierlichkeiten — Cour en Galla auf dem Schlosse in der Stadt — Racketen.

Der König lebt getrennt von seiner Gemahlin; sie bewohnt, wie schon oben erwähnt worden, mit zwei von ihren Töchtern das Schloß in der Stadt, und der König mit den übrigen Kindern den Pallast zu St. Christoph. Die Königin fährt fast täglich, von einer Hofdame begleitet, nach Cathede, die einzige Spazierfahrt in der Nähe der Stadt, wo sich überdies keine Kunststraße, wie nach St. Christoph befindet und der Weg sehr sandig ist; nur die Parthe von Pota Fogo, welches der Bassin, hinter Cathede, eine kleine Stunde von der Stadt, ist, gewährt eine Entschädigung des Weges.

Das Baise-main, eine Ceremonie, welche auch in Spanien gebräuchlich sein soll, wird in der Regel alle Tage gegen acht Uhr des Abends vom Könige

in seinem Pallaste zu St. Christoph, bei großen Feierlichkeiten aber in der Stadt auf dem Schlosse en Galla, nach dem Gottesdienste in der Schloßkapelle, angenommen. Befindet sich der König nicht wohl, oder schläft er gerade um diese Zeit, oder tritt ein Gewitter ein, welches einen starken Eindruck auf den Monarchen macht, wo er sich dann einschließt und von Niemanden sprechen läßt, so wird es denen zum *haise-main* versammelten Personen nach acht Uhr erst abgesetzt, wo dann die ganze glänzende Versammlung von Herrn und Damen bereits einige Stunden in der schon oben erwähnten Gallerie des Schloßes zu St. Christoph, worin sich weder Stühle noch Bänke befinden, vergebens gewartet hat.

Zu dem *haise-main* versammeln sich in der Gallerie, beim Eingange zur linken Seite: Generale, Minister, Räte, Geistliche, kurz Leute aus allen Ständen, weil ein jeder zu dieser Ceremonie ohne Unterschied des Standes gelangen kann, nur muß er anständig gekleidet sein. Wer nicht berechtiget ist Uniform zu tragen, erscheint in einem schwarzen Frack, weißer Weste, schwarzen Beinkleidern und Stiefeln und mit einem kleinen krummen vergoldeten Säbel, ungefähr einen Fuß lang, zur Seite und einen *Chapeau à claque* unter dem Arm. In diesem Anzuge erscheinen alle Personen ohne Unterschied des Ranges, nur bloß, daß diejenigen, welche keine Edelleute sind, als Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker u. keinen krummen vergoldeten Säbel tragen. Nimmt der König das *haise-main* an, so wird

um acht Uhr, zuweilen auch später, weil er vorher gewöhnlich den fremden Gesandten in seinen Zimmern Audienz ertheilt, die Thür des großen Cour- saals geöffnet, wo der König bereits unter einem großen, die Höhe des Saals einnehmenden Throne auf einem Lehnsessel Platz genommen hat. Neben dem Könige steht ein kleiner Tisch mit zwei Lichtern, worauf er die ihm überreichten Bittschriften legt. Neben dem Throne stehen zwei Engel in kolossaler Größe, im silbernen Harnisch und mit silbernen Flügeln, welches zwar einen imposanten, aber auch zugleich komischen Anblick gewährt. Aus der Gallerie treten nun die versammelten Personen ohne Rang und Ordnung, eine hinter der andern, in den Saal. Wenn der Vorderste des Zuges vier Schritte von dem Throne des Königs noch entfernt ist, so macht er eine Verbeugung, geht näher heran, läßt sich auf eine Knie, oder auch wohl auf beide, je nachdem er es für gut findet, auf einer kleinen Erhöhung vor dem Könige nieder und läßt ihm die rechte Hand, welche schon über den linken Arm zu diesem Zwecke herabhängt. In dieser knieenden Stellung sagt er nun dem Könige mündlich sein Anliegen, wenn er nämlich eins hat, oder überreicht ihm eine Bittschrift. Hierauf läßt er ihm wieder die rechte Hand, steht auf, macht wieder eine Anbeugung und geht an der Seite zu einer andern Thür wieder heraus.

Während dieser Ceremonie wird vor der Thür des Schlosses auf der Schloßwache mit blasenden

Instrumenten musizirt, allein die Musik war so elend, wie bei uns auf dem Lande die Musik der Landleute. Die Klarinetten kreischten wie die Schalmeien.

Einen Abend zählte ich dreihundert Personen, die sich zum baise-main eingefunden hatten; also erhielt der König an jenem Abende sechshundert Küsse auf seine rechte Hand.

Auf der andern Seite des Thrones stehen zur Rechten des Königs, aber etwas von demselben entfernt, so lange wie diese Cour dauert, die Großen des Reichs mit dem Groß-Almosenier an der Spitze. Dieser, ein großer starker und korpulenter Mann in schwarzer Mönchskleidung und mit einem großen Stern auf der Brust, hat zur Seite eine kleine Tasche, gleich einem Pompadour der Damen, hängen; sie ist von karmoisinrothem Sammet, mit Gold gestickt, und in der Hand einen kleinen Fächer, womit er sich wegen der drückenden Hitze im Saale, besonders bei seiner Korpulenz, stets fächelte. Neben ihm steht der bekannte Marquis de Lolé in einfacher schwarzer Kleidung mit Stiefeln; dann folgen mehrere Personen mit Ordensbändern und großen Sternen geschmückt. Ist die Anzahl der Handküssenden groß, so dauert die Ceremonie wohl über zwei Stunden. Bei meiner ersten Beiwohnung dieser Feierlichkeit, sprach ein portugiesischer Geistlicher wohl über eine Viertelstunde mit dem Monarchen. Die meisten der Erscheinenden küssen nur knieend die Hand, ohne mit dem Könige ein Wort zu sprechen, und entfernen sich sogleich. Die Damen erscheinen

gleichfalls in schwarzer Kleidung, und werden nach den Herren zum Handkuß gelassen, wobei sie dieselbe Ceremonie, gleich den Herren, beobachten.

Der König muß nach einer solchen Cour jedesmal sehr angegriffen sein, besonders wenn die Zahl der sich Vorstellenden sehr groß ist. Er wischte sich zum öftern mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn. Der leidende Fuß des Königs ruht bei dieser Ceremonie auf einer Hütsche.

An dem ersten Abende kam ich wegen der übergroßen Zahl der Handküsser erst nach zehn Uhr vom Schlosse zu St. Christoph. Unglücklicher Weise blieben die Maulesel vor dem Mietshwagen, ungeachtet der Prügel und Flüche meines betrunkenen Fuhrmanns, auf dem Place de Russie stehen und ich mußte, wohl oder übel, in der Dunkelheit zu Fuße nach meiner Wohnung gehen, die noch eine gute Stunde von diesem Plage entfernt lag.

Zu den Feierlichkeiten in Rio de Janeiro gehören alle Geburtstage der Königlichen Familie; dann die vielen Festtage, worunter sich auch derjenige der Entdeckung von Brasilien befindet; dann erteilt der König große Cour oder baise-main en gala auf dem Schlosse in der Stadt; wobei sämtliche Kammerherren in scharlachrothen, sehr reich mit Gold gestickten Röcken mit dunkelblauen Aufschlägen, dunkelblauen reich mit Silber gestickten Westen und dergleichen Beinkleidern erscheinen; dann tragen sie große dreieckige Hüte mit weißen Federn ausgelegt und Ordensbänder und Sterne. Die Damen sind

besonders reich mit Brillanten geschmückt und nach dem französischen Geschmacke gekleidet.

Um einen Festtag noch mehr zu verherrlichen, werden am hellen Mittage Racketen geworfen, welches den ganzen Tag über dauert. Dies ist aber auch Alles, was hier geschieht; denn Dines, Bälle, häusliche Zirkel u. s. w. kennt man hier nicht, obgleich es nicht an einer Menge Menschen fehlt, welches in einer sehr guten, ja man kann sagen brillantesten Lage in pecuniärer Hinsicht befinden.

Bei großen Feierlichkeiten werden auch in den Häfen, sowohl von den portugiesischen, als auch von den fremden Schiffen die großen Flaggen aufgezo- gen, welches einen herrlichen Anblick gewährt.

XX.

Schloßkapelle — Kapellmeister — Geringe Andacht und Frömmigkeit der Portugieser — Der Hund in der Messe — Damen — Portugiesische Predigt — Erneuerte Bekanntschaft mit einem Franzosen — Dessen Schicksale.

Die Schloßkapelle ist in dem einen Flügel des Schlosses in der Stadt. Sie ist nur klein, aber sehr reich mit Vergoldungen ausgeschmückt. Ich wohnte darin einigen Messen bei. Der König war

mit seiner ganzen Familie, außer der Königin, gegenwärtig.

Besucht der König die Messe an großen Festtagen, so dirigirt der bekannte Kapellmeister am portugiesischen Hofe, Markus Portogallo die Musik, welche auf dem Chor der Orgel ausgeführt wird. Die Solopartien des Gesanges werden von zwei Kastraten in Chorhemden exekutirt. Es sind zwei gut gewachsene Jünglinge von einnehmender Gesichtsbildung, von denen der eine der Bruder der schon oben erwähnten Demoiselle Faschlotti ist.

Die Messen von Mozart, Marcus Portogallo und von Neukomm wurden mit vieler Präcision ausgeführt.

Herr v. Neukomm, ein sehr fertiger Klavierspieler, ist Kapellmeister der Kronprinzessin und ein fein gebildeter Mann, nur schade, daß er an einer schwachen Brust leidet. Er sagte mir, daß Madame Milder Hauptmann am Berliner Theater eine Schülerin von ihm sei. Er hat mehrere sehr anziehende Messen komponirt. Unter seinen kleineren Sachen finde ich einen *marche triomphale à quatre mains* *) zum Geburtstage des Kronprinzen von Portugal, welcher ein großer Liebhaber der Musik sein soll, komponirt, welcher nicht nur sehr gut gesetzt, sondern auch ganz vorzüglich *à quatre mains* geord-

*) Wenn ich nicht irre, so ist dieser Marsch bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. L.

net ist, welches selten der Fall ist; denn hier bei uns sind durch die schlechten Arrangements à quatre mains die schönen Overtüren aus Titus, der Zauberflöte, Sargines und aus dem Califen von Bagdad gänzlich entstellte worden.

In dieser der Andacht gewidmeten Kapelle, fand ich nicht die so gepriesene Frömmigkeit der Katholiken. Während der Messe liefen Menschen von allen Religionspartheien aus und ein, Neger und Mulatten, bunt durch einander; selbst ausgezeichnete Personen beiderlei Geschlechts sprachen, lachten und schälerten miteinander. Zu meiner größten Verwunderung sah ich einen Hund am Altar, welcher nicht nur während der Messe bellte, sondern auch den Fußboden beunreinigte; ohne daß darüber auch nur ein Einziger aus der Versammlung sein Mißfallen zu erkennen gegeben hätte; im Gegentheil ließ man den Hund ruhig sein Wesen treiben. Dies heißt doch Toleranz! —

Bänke oder sonstige Anstalten zum Sitzen findet man hier nicht, ein jeder steht oder kniet. Die Damen sind ganz schwarz angezogen und haben über den Anzug noch einen schwarzen Schleier geworfen, welches einen sonderbaren Eindruck auf mich machte; denn ich glaubte unter Todten zu wandeln.

Ich hörte einen Prediger in der Schlosskapelle eine portugiesische Predigt halten, von der ich aber kein Wort verstand; nur diejenigen, die ihn verstanden und seine Rede beurtheilen konnten, sagten mir, daß es Unsinn sei. An seinen übertriebenen Gestik-

lulationen und seinem bisweilen brüllenden Vortrage konnte man freilich so etwas schon merken. Das Refornat der Geistlichen ist sehr reich gestückt.

An jedem großen Festtage kommt der König mit seiner Familie, wie schon oben erwähnt worden, nach der Stadt und bleibt den Tag über auf dem Schlosse, wo er dann durch einen im Schlosse befindlichen Gang, begleitet von seiner Familie und von den Großen des Reichs, en grand gala, nach der Kapelle geht und nach geendigter Messe das baise-main annimmt.

In dieser Kapelle erneuerte ich die Bekanntschaft mit einem Franzosen, Namens Armand, den ich im Jahre 1812 in Königsberg in Preußen hatte kennen lernen, wie ich schon oben, S. 45, angeführt habe, wo er damals bei der französischen Armee Chef des Artillerie, Transports und der Lebensmittel war. Er erzählte mir, daß die preussische Regierung mit seinem Benehmen damals sehr zufrieden gewesen wäre und man ihm einen Wagen geschenkt hätte. Er erwähnte zum öftern den Herrn Geheimen Regierungsrath Minut, mit dem er wegen Dienstgeschäfte in Verbindung gestanden habe. Bei meinem Aufenthalte in Rio de Janeiro, war dieser Armand mein täglicher Gesellschafter, und wenn mein Unternehmen, eine Kaffeepflanzung bei Rio de Janeiro anzulegen, gelungen wäre, so hätte ich ihn zu meinem Associé erwählt; da er in seiner Jugend schon zwei Jahre in St. Domingo auf einer Kaffeepflanzung gewesen, hinreichende Kenntniß vom Anbau des Kaf-

fees bisaf, äußerst thätig und unverdrossen und auch in dem einen Jahre seines Aufenthaltes zu Rio de Janeiro schon der portugiesischen Sprache ziemlich mächtig war. Er gehörte auch hier zu der großen Zahl von Unglücklichen, denen wohl ein besseres Loos zu wünschen gewesen wäre, als ihre Tage mit dem Gange ihres Schicksals zu verträumen.

Er war nämlich mit einem Landsmann in Compagnie getreten, hatte sein kleines Kapital zum Ankauf französischer Waaren verwendet, um damit in Rio de Janeiro sein Glück zu machen. Kaum daselbst angekommen, verkaufte sein Associé unter der Hand die Waaren und ging mit dem daraus gelösten Gelde heimlich davon. Um nun seine Existenz zu sichern, übernahm er die Aufsicht über eine bedeutende Zuckerpflanzung eines Fidalgos in Rio de Janeiro, allein nach seiner Aussage hat man den Kontrakt nicht gehalten, er habe daher nicht bestehen können und das Geschäft aufgeben müssen. Ich muß gestehen, daß mich sein ferneres Schicksal eben so interessirt, wie mein eigenes.

Wenn ich in Rio de Janeiro wegen meiner misslungenen Unternehmung manchmal den Kopf verlor, so verstand er die große Kunst, mich auf eine feine Art zu ermuntern, und da mein Schwager, wegen seiner überhäuftten Geschäfte nicht oft mit mir zusammen sein konnte, so leistete er mir Gesellschaft, die mir jedesmal sehr angenehm war. Bei meiner Abreise ersuchte ich mehrere würdige Männer, Portugiesen, die ich durch meinen Schwager hatte kennen

lernen, ihm wegen seines Fortkommens behülflich zu sein.

XXI.

Militär — Generalstab — Militär-Anstalten
 Wissenschaftliche Anstalten — Bildende
 Künste — Naturaliensammlung — Vö-
 gel aus Montevideo — Papageien —
 Kloster für unglückliche Weiber — Eigene
 Art sich aus Eifersucht zu rächen — Ba-
 deanstalten — Sklavenmarkt. —

Das Militäre spielt in Rio de Janeiro eben keine wichtige Rolle. Die Garnison besteht nur, außer der Miliz, wozu ein jeder Bürger gehört, aus zwei Regimentern Infanterie, jedes zu 1500 Mann, welche aus Lissabon nach Rio de Janeiro übergeschifft worden, und einem Regimente freigelassener Neger, dessen Offiziere gleichfalls Neger sind. Kavallerie giebt es hier, außer einer Nationalgarde zu Pferde und, wenn ich nicht irre, einigen Esquadronen reitender Polizei, die ihre Kasernen und Ställe auf dem Place de Russie haben, nicht.

Der Generalstab ist sehr ansehnlich; bei dem baise-main habe ich viele Mitglieder desselben in sehr glänzenden Uniformen gesehen; sie sollen diese aber oft nach ihrer eigenen Jure und ohne gesetzliche

Vorschriften tragen. Man sagte mir, daß sich der Generalstab in zwei Abtheilungen theile, und machte die Bemerkung dabei: L'un qui dort, et l'autre qui ne dort pas. —

Die Nationalgarde zu Pferde, welche den Wagen des Königs und der Königlichen Familie bei großen Feierlichkeiten begleitet, besteht aus jungen Edelleuten und reichen Kaufleuten, und ist sehr glänzend uniformirt.

Unter den Militär-Anstalten ist das Seearsenal, die Gewehrfabrik, worin täglich gearbeitet wird, und die Pulverfabrik, welche einige Stunden von der Stadt entfernt liegt, merkwürdig.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten zeichnen sich einige Seminarien, eine Militär-Akademie, mehrere andere öffentliche Unterrichts-Anstalten und einige französische weibliche Pensioners-Anstalten sehr vortheilhaft aus.

Anstalten zur Beförderung der bildenden Künste, als der Bildhauerkunst, der Malerei etc., giebt es hier auch, wie man mir sagte, sie sollen sich aber noch sehr in der Kindheit befinden. Unter den Naturalien-Sammlungen zeichnet sich das Mineralien-Kabinet aus, welches größtentheils aus der von dem berühmten Ober Berggrath Werner zu Freiburg in Sachsen geordnete Pabst von Dhainische Mineralien Sammlung besteht, welche für das Königliche Museum in Lissabon von der portugiesischen Regierung gekauft wurde. Die andern Sammlungen und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst

habe ich, wegen der großen Beschäftigung meines Schwagers, auch wegen meiner eigenen Angelegenheiten nicht sehen können.

Die äußerst reichhaltige Sammlung von Insekten und Vögeln des Herrn v. Langsdorf, bei dem ich zum öftern war, fesselte meine Aufmerksamkeit. Besonders gefiel mir eine schöne Suite brasilianischer Kolibritchens und dann die große Zahl prächtiger Schmetterlinge.

Unter den Vögeln, welche in Rio de Janeiro theils auf dem Vogelmarke, theils auch von Verkäufern in der Stadt herumgetragen und verkauft werden, zogen die Vögel aus Monte video meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben die Größe einer Lerche, sind grau von Farbe, haben aber auf dem Kopfe eine kollikorothe einen Zoll lange ausgezackte Feder, welches dem Vogel ein sehr schönes Ansehen giebt. Ich hätte sehr gern ein Paar dieser Vögel gekauft und mitgenommen, allein der Preis derselben war mir nur ein wenig zu hoch; auch befürchtete ich, daß sie das Norddeutsche Klima nicht würden ertragen können, welches denn doch ein ansehnlicher Verlust gewesen wäre, da man ein Pärchen unter vierzig Patakas (zwanzig preuß. Thaler) nicht erhandeln konnte. Ich machte bei mehreren Verkäufern Versuche sie wohlfeiler zu bekommen, allein umsonst, keiner von ihnen wollte auch nur eine Pataka herunterlassen, und so mußte ich von den wirklich allerliebsten Vögeln zurückstehen.

Papageien, von denen ich einen mitgenommen

habe, werden gleichfalls hier in großer Anzahl zum Verkauf ausboten, allein der Preis ist auch nicht geringe; s. oben, S. 38. —

Von den Papageien sollen diejenigen, welche gelbe Ringel um die Augen haben, allein nur gut sprechen lernen, die übrigen aber nicht in dem Grade, wie mir Herr v. Langsdorf versicherte.

Unter den Vögeln in den Umgebungen Rio de Janeiro's, sah ich eine kleine Art, wie unsre Sperlinge, von einem glänzend schwarzen Gefieder.

Unsere europäischen Tauben habe ich auch in Schlägen bei den Landhäusern gefunden.

Unter den öffentlichen Anstalten verdient besonders ein Kloster für Frauen Erwähnung, wos ein diese von ihren Männern aus Grille oder aus andern Ursachen eingesperrt werden. Ich habe es nicht besucht, man sagte mir aber, daß nach den portugiesischen Gesetzen ein Mann unter gewissen Umständen das Recht hätte, seine Frau auf eine gewisse Zeit auch wohl auf Zeit lebenslang zur Strafe in dieses Kloster zu sperren. Er hat dann nur für den Unterhalt derselben zu sorgen. Es sollen sich auch viele Frauen, besonders Wittwen, in dieses Kloster aus eigenem Antriebe begeben und für den Unterhalt vorausbezahlen.

Hier muß ich doch einer eigenen Art sich aus Eifersucht zu rächen, erwähnen. Ein Günstling des Hofes hatte eine Geliebte; ein anderer auch nicht unbedeutender Mann gewann gleichfalls das Herz des Mädchens und wurde verrathen. Ersterer, um sich

sich zu rächen; ließ ihm durch einige seiner Neger des Abends auspassen und mit Peitschenhieben derb züchtigen, und hiermit war die Sache abgemacht, denn beide Theile schwiegen; nur durch die zu dieser Exekution gebrauchten Neger ist die Sache allgemein in Rio de Janeiro bekannt geworden.

Ein anderer Fall ist folgender: Ein Pflanzer behandelte seine Neger sehr grausam, und vorzüglich den Mann einer Negerin, die ihn besonders anzog. Dem Manne der Negerin, der seine Frau innigst liebte, entging dieses nicht. Als er daher eines Tages mit der Hacke in der Pflanzung arbeitete und sein Herr wie gewöhnlich wieder auf ihn losschlug, ihn des Unfleißes beschuldigend, so nahm der Neger ganz kaltblütig die Hacke und spaltete damit den Kopf seines Herrn. Nach geschehenem Verhör und Untersuchung soll dem Neger nichts gethan worden sein, wie mir ein glaubwürdiger Mann erzählte. —

Die Anstalten zur Beförderung der Gesundheit der Einwohner sind hier im schlechten Zustande. Badehäuser giebt es hier gar nicht und doch glaube ich, daß sie hier, wo die Haut in ewiger Ausdünstung erhalten wird, gerade am nöthigsten wären. Ein Deutscher hat im Hafen, dicht bei der Stadt, ein gewöhnliches verdecktes Bad angelegt, allein es wird nicht besucht und ist daher dem Verfall sehr nahe. Die Männer baden sich lieber in der offenen See, wozu ich mich nie entschließen konnte, nicht nur wegen der starken Brandung an dem Ufer, sondern auch weil dasselbe stets von Negern und

andern Leuten besucht wird. Ehe man es sich versteht, so kommen die Wellen mit der größten Schnelligkeit und überschwemmen den sandigen Platz am Ufer, welcher an zwanzig Schritte lang ist; das Wasser läuft aber gleich wieder ab, so daß der Platz wegen der Hitze keine Spur von Feuchtigkeit zurückläßt.

Man muß um sich zu baden sehr früh aufstehen; denn wenn die Sonne scheint, ist ein solches Bad unerträglich. Es ist auch schon wegen der Haifische sehr gefährlich sich im Freien zu baden, weil diese nicht nur den Badenden die Füße abgebissen, sondern die Leute auch wohl ganz aufgefressen haben. Nach meiner Ansicht müßte wegen der entsetzlichen Hitze in jedem Hause in Rio de Janeiro ein Badezimmer sein, welches auch sehr leicht einzurichten ist, da das schönste Quellwasser aus den nahe hinter Rio de Janeiro liegenden hohen Felsen ohne viele Mühe und Kosten nach mehreren Häusern der Stadt, besonders in Cathede, geleitet werden kann.

Unter den öffentlichen Anstalten muß ich auch noch das Gebäude erwähnen, worin der Sklavenmarkt abgehalten wird. Ich konnte mich nie dazu entschließen ihn zu besuchen, weil die Sklaven hier wie das liebe Vieh vorgeführt, beschäftigt, betastet und verkauft werden.

XXII.

Umgebungen — Pota Fogo — Schöner Weg
 — Landhaus des Premier-Ministers —
 Wohnung des preussischen Gesandten —
 Kolibriß — Himmlische Luft — St. Do-
 mingo — Fahrzeuge — Einsiedlerisches
 Leben in Rio de Janeiro — Stelle aus
 einem Briefe des Herrn v. Langsdorf
 an einen Freund in Deutschland — Ver-
 gleichung der Gegenden Brasiliens mit
 der Grafschaft Glas — Pater Correa —
 Geistliche. —

Die Umgebungen von Rio de Janeiro sind von mehreren Seiten höchst romantisch. Hinter Cathede, nach Pota Fogo, dem schon oben, S. 23, erwähnten Bassin, eine kleine Stunde von der Stadt, sind hohe Felsenparthien, am Fuße mit Landhäusern geschmückt; nur Schade, daß der Weg dahin ein tiefer Sand ist, durch welchen man Mühe hat durchzuwaten. Eine andere sehr angenehme Parthie, die auch stark besucht wird, ist auf dem Wege von St. Christoph, zwei bis drei Stunden von der Stadt entfernt.

Auch wenn man eine Stunde von der Stadt den Weg nach St. Christoph, sobald man Catombi hinter sich hat, rechts liegen läßt, so fährt man drei bis vier Stunden auf einem sehr schönen ebenen Wege, welcher zuletzt stets bergan geht und von des

sen Höhe man einer so schönen Aussicht, wie von dem Fürstenstein in Schlessien genießt. Dieser schöne Weg ist rechts und links mit Landhäusern in einer kleinen Ebene umgeben und von beiden Seiten mit hohen Felsen eingeschlossen. Auf diesem Wege, gleich hinter Carombi, wohnt der Premier-Minister Thomas Antonio, in einem kleinen, sehr einfachen Landhause in der Ebene; diesem schräg über auf einer ansehnlichen Höhe ist die Wohnung des preussischen Gesandten, Herrn Grafen von Flemming, welche wunderschön liegt und von der man eine noch weit reizendere Aussicht, als von dem Schlosse von St. Christoph hat. Man gewahrt nicht nur das Meer, nebst den angrenzenden malerischen Gebirgsgegenden, sondern auch die Stadt.

Der etwas steile Weg zu seiner Wohnung ist mit Kaffeebäumen bepflanzt. Das Gebäude selbst liegt auf der Anhöhe. Bei einem Diné, welches der Graf v. Flemming gab, sah ich vom Tische aus durch das offene Fenster, schöne goldschillernde Kolibris umherschwirren und sich auf die Bäume nicht weit von dem Hause setzen, wo man sie wegen ihrer Kleinheit kaum beim Herumhüpfen bemerken konnte. Diese Kolibrichens sollen sich von den kleinen Insekten nähren, welche sich in den Blumen und Blüthen aufhalten und die sie mit ihrer spizen und klebrigen Zunge herausziehen. In schönen nicht zu heißen Tagen athmete ich aus dem Fenster der Wohnung des Grafen v. Flemming eine Luft ein, welche man wegen der Reinheit wohl eine himm-

liche nennen kann; in Europa ist sie mir nie zu Theil geworden. Die hohe Lage dieser Wohnung mag auch wohl viel dazu beitragen.

Gerade über der Hauptstadt, jenseits des Hafens, aber dicht daran, liegt ein kleines Städtchen, mit Namen St. Domingo; es gleicht einer kleinen Herrenhuter-Ansiedelung und wird von englischen und französischen Kolonisten bewohnt. Man fährt mit einer Gondel hinüber und findet ein recht artiges Städtchen, welches wegen seiner romantischen Lage wohl den Fremdling auf Augenblicke fesseln kann.

Bei dem Zollhause am Hafen halten eine große Anzahl Fahrzeuge von allen Gattungen, die von Negern geführt werden. Es giebt ganz kleine Canots, worauf nur ein Sklave zum Rudern sich befindet, aber auch große halb verdeckte Gondeln, worauf mehrere Sklaven dieses Geschäft verrichten. Man fährt mit diesen Gondeln nach St. Christoph, St. Domingo und zu den Kapitän's der im Hafen liegenden Schiffe. Wenn man an das Ufer geht, um sich ein Fahrzeug zu miethen, so wird man gleich von einer Menge Neger umzingelt, von denen ein jeder sein Fahrzeug anpreiset. Wählt man nun eines dieser Fahrzeuge, so sind die Neger der übrigen gleich neidisch darüber und tadeln dasselbe wie und wo sie nur können; ganz wie bei uns mit den Fuhrwerken nach Charlottenburg, Templow &c. &c.

Es giebt hier auch noch eine besondere Art Fahrzeuge, welche Jangadas genannt werden. Sie bestehen aus sechs Stücken einer ganz besonderen Art

leichten Holzes, welche gleich einer Flöße zusammengebunden oder vermittelst Pföcke aneinander gefügt sind. Sie haben ein lateinisches Segel, ein indianisches Ruder, welches zum Steuerruder dient, ein Kiel, welches zwischen die beiden Hölzer des Mittelpunktes gesteckt wird, eine Sitzbank für den Bootsmann und eine lange gabelartige Stange woran sie die Gefäße mit dem Wasser und den Lebensmitteln hängen.

Wenn man zu den schon oben erwähnten Umgebungen noch Ponte Cajou und Tyschouka rechnet, so hat man so ziemlich Alles, was man um die Hauptstadt Brasiliens reizend nennen kann. Allein man müßte doch ein zweiter Timon sein, um sich in Rio de Janeiro und dessen Umgebungen glücklich zu fühlen; denn da es hier keine Gesellschaften, keine öffentlichen Zusammenkünfte, außer dem Schauspieler, giebt, so lebt man, wie ein Einsiedler von der übrigen bekannten Welt abgestorben; verträumt den größten Theil seines Lebens, transpirirt unaufhörlich, wie in einem Schwigbade, schnappt immerwährend nach einem kühlen Lüftchen, muß ewig gerüstet gegen das Ungezeifer sein, giebt sich selbst Ohrfeigen, um Ruhe zu haben, und hat für alle diese Mühseligkeiten nur eine romantische Natur, mit wilden Felsparthien, die das Auge zuletzt mit solcher Gleichgültigkeit bei dem erbärmlichen Leben betrachtet, als bei uns die Sandschellen und Düngerhaufen. — Wie üppig übrigens die Vegetation hier sein soll, wird man aus folgender Stelle aus dem Briefe des lat.

fertlichen russischen General-Consuls Herrn Dr. von Langsdorf an einen Freund in Deutschland ersuchen, der in dem Journale von Brasilien des Herrn v. Eschwege, S. 165 u. f., abgedruckt steht.

„Uebrigens ist die Lage dieser Provinz so glücklich, daß hier alle Früchte, Getreide und Gemüse des gemäßigten Europa's sowohl, als des heißen Indiens in der größten Vollkommenheit gedeihen *)“

„Trauben, Orangen, Aepfel, Quitten, und Pfirsichbäume hat man schon in großer Menge. Ich habe bei dem Vater Correa, einem angesehenen Landwirth in hiesiger Nachbarschaft, einen Pfirsichbaum gesehen, den er zwei Jahre zuvor gepflanzt hatte und der nun über armsdick war und voller Früchte hing.“

„Pflaumen und Aprikosen giebt es zwar auch hier und sie kommen gut fort, da es aber noch zu wenige Liebhaber der Gärtnerei giebt, so fehlt noch manche schöne Frucht Europa's.“ —

„Zimmt, Pfeffer, Gewürznelken und Muscatnuß, die Mango aus Ostindien, die Theestaude aus China, der Brodbaum und das dicke Zuckerrohr aus der Südsee, kurz die köstlichsten Pflanzen des Erdballs gedeihen hier bei gehöriger Wartung und Pflege.“

„Ich zähle Dir jetzt nicht die Menge der einhei-

*) Dies kann ich eben nicht sagen, oder der Sinn des Gesichts und derjenige des Geschmacks müßte mich verlassen haben. L.

mischen, zum Theil recht schmackhaften Früchte vor, unter denen der Pisang oder die Bananen oben anstehen *); ich finde es aber lächerlich, wenn ich manche Menschen sagen höre, daß die hiesigen Früchte alle insgesamt nichts taugten; es sind ja alles noch wilde nicht veredelte Früchte. Ist denn nicht der Holzapfel und die wilde Kirsche bloß durch Kultur zu einer schmackhaften Frucht geworden? — Ich kenne noch niemand, der sich die Mühe gegeben hätte, irgend einen der hiesigen Fruchtbäume durch Pfropfen veredeln zu wollen, obgleich sie bei Orangen und Pfirsichbäumen dieses Verbesserungsmittel anwenden **).“

„Mit Zunahme einer höheren Kultur wird nun hoffentlich dieses paradiesische Land immer bekannter und von mehr wissenschaftlichen und unternehmungswollen Europäern besucht werden, die der Veredlung der einheimischen und ausländischen Pflanzen und Früchte einen neuen Schwung geben. Durch die Ankunft des Königs in dieser neuen Welt, ist man wirklich hier seit jener wichtigen Periode mit Riesens-

*) Den Geschmack dieser Bananen habe ich bereits oben aufschätzig und ohne Uebertreibung angegeben. L.

***) Ich muß zu kurze Zeit von Europa fort gewesen sein, um den Unterschied der europäischen Früchte gegen den hier künstlich gezogenen so sehr abweichend zu finden. Aprikosen, Weintrauben &c. schmeckten nicht so wie bei uns, Bohnen und sogenannte grüne Erbsen gleichen ohne Uebertreibung dem Heu und sind ohne allen Geschmack.

schritten vorwärts gerückt, und obgleich man sich im Grunde gar nicht bemüht hat, durch Anziehung neuer Kolonisten den Zustand der Agrikultur zu verbessern; so haben sich doch nach und nach Landwirthe von allen Nationen hier niedergelassen. Jeder Fremde kann in größter Ruhe mit freier Religionsübung und bei gesichertem Eigenthums-Recht seine Pflanzung betreiben. Die Ländereien sind nicht theuer und in sechs oder sieben Jahren kann jeder thätige Mensch sein Vermögen aussehnlich vermehren *).

*) Nota Bene, wenn er nahe bei einer volkreichen Stadt, wie Rio de Janeiro, wohnt; denn was hilft ihm alle Thätigkeit, wenn er seine Produkte nicht absetzen kann, wie es der Fall bei den Bewohnern des Binnenlandes ist; doch so viel ist gewiß, Nahrungsorgen, die in Europa so manche Familien drücken, finden in Brasilien nie Statt, wenn der Mensch nur einige Stunden des Tages arbeitet; indessen wollte ich doch keiner Bauern-Familie rathe, so aufs Gerathewohl hieher zu kommen; unbekannt mit den Gebräuchen des Landes, würde sie sich höchst unglücklich fühlen. v. Eschwege.

Herr Baron v. Eschwege giebt hier seinen Landsleuten einen kleinen Wink, den diejenigen nicht unbeachtet lassen mögen, welche von der Auswanderungsfrankheit befallen werden. Bei Rio de Janeiro kann kein Europäer wegen der entseßlichen Hitze schwere Feldarbeit verrichten, auch ist Alles bereits auf viele Meilen weit von Franzosen und Engländern occupirt. Die Neger oder Sklaven sind die Einzigen, welche in dieser entseßlichen Hitze hier arbeiten können und — müssen. —

„Die Abgaben bestehen im Zehnten. Gute Bauern und Handwerker können auch ohne Vermögen mitzubringen, ihrem besseren Schicksale dreist entgegen gehen, und der bemittelte Bürger kann für ein geringes Ländereien von dem Gouvernement erhalten. Mit Leidwesen sah ich vor einiger Zeit aus den englischen Zeitungen, wie schändlich meine lieben Landsleute in Nord-Amerika hintergangen werden, und wie sie häufig auch sogar alle Aussichten, jemals in einen wohlhabenden Zustand zu gelangen, verlieren. — Warum kommen deutsche Kolonisten nicht hieher; in ein Land, in dem man in jedem Monate des Jahres pflanzen und in jedem Ärnten kann? etc.“ *)

*) In dem gemäßigten Klima von Minas Geraes habe ich die Versuche gemacht, jeden Monat ein Bunt englischer Kartoffeln zu pflanzen, auf diese Art hatte ich das ganze Jahr durch — frische gute Kartoffeln; auch Flachs habe ich in jedem Monate gesät und geärntet.

v. Eschwege.

Dies mag wohl von einigen Produkten im Kleinen der Fall sein, aber nicht im Großen und Allgemeinen. Warum kommen denn die Kartoffeln aus England nach Brasilien? Wir hatten auf unserer Rückreise englische Kartoffeln, welche nach Rio de Janeiro gebracht worden waren, und schon in den ersten Tagen so verdorben waren, daß wir sie nicht genießen konnten, welches ich bei meiner Rückreise von Rio de Janeiro nach Berlin noch ausführlicher beschreiben werde. Ueberhaupt kommen ja die meisten und hauptsächlichsten Nahrungsmittel aus fremden Ländern, wie schon oben, S. 38, erwähnt worden.

L.

Ja, der Anblick dieses Landes ist, wenn man ans Land steigt, bezaubernd, und hat viel Aehnlichkeit mit der Grafschaft Glatz in Schlessien, nur mit dem Unterschiede, daß man statt der prachtvollen Schmetterlinge und andern Insekten, der fremden, theils noch unbekanntem Thierarten, der vielen noch unbekanntem schönen Pflanzen, hier schöne Leinwand, alle mögliche Lebensmittel in bester Güte, schöne Wege, eine Menge Gesundheits-Quellen und statt Sklaven, gute, biedere und freie Menschen findet; auch sind die Natur-Schönheiten hier nicht so eiförmig und grotesk, wie die Felsen und Wüsteneten Brasiliens. Der gemeine Mann in der Grafschaft Glatz ic. ist mehrentheils wohlhabend und dort nur der — Fidalgo.

In demselben oben erwähnten Briefe des Herrn v. Langsdorf an seinen Freund steht auch noch folgende Stelle:

„Mit unbekanntem Tönen werden die Wälder erfüllt, und es dünkt mir, als wenn das Geschrei vieler Vögel eben so sonderbar für das Ohr sei, als der Bau der Blüten oder die bizarre Figur eines Insektes für das Auge; ich sage nur sonderbar, denn die liebliche Harmonie der europäischen Nachtigall, habe ich in den Süd-Amerikanischen Waldungen noch nicht gehört.“

Ob ich gleich mit dem Uebrigen in dem Briefe des Herrn v. Langsdorf nicht einstimme, so muß ich es hier thun; denn diese Stelle ist ganz aus meiner Seele geschrieben. —

Der oben erwähnte Pater Correa hat zwischen Minas und Rio de Janeiro eine sehr bedeutende Zuckerplantage, worauf 400 Sklaven arbeiten sollen; auch hat er es durch besondere Mühe und Fleiß dahin gebracht, daß in seinem Garten viele nordische Früchte, als Äpfel, Kirsch, und Pfirsichbäume, Erdbeersträucher ic. fortkommen, allein die davon geernteten Früchte haben bei weitem nicht den Geschmack derjenigen Europa's; sie sind fade und kraftlos.

Vielleicht könnte der Acker, und Gartenbau gewinnen, wenn die große Menge von Geistlichen, welche sich in Rio de Janeiro befinden, dem Pater Correa nachahmen wollten; denn wahrlich es giebt unter ihnen Individuen, welche eher die Miene und das Ansehen derber Grenadiere, als frommer Seelenhirten haben. Besonders galant erscheinen die jungen Geistlichen mit ihren Crochets und feurigen Blicken, womit sie gleich den Faunen die Frauenzimmer, welche ihnen begegnen, zu durchbohren scheinen.

XXIII.

Ankunft des englischen Gesandten Herrn
 Thornton — Ball beim russischen Gene-
 ral-Konsul Herrn v. Langsdorf — Mus-
 sikchor — Muskitos auf dem Ball —
 Hige — Treten auf die Füße — Ban-
 quier Roche — Bekanntschaft mit dem
 ersten englischen reformirten Prediger
 Mr. Bey's von St. Helena — Schilder-
 ung eines Portugiesen von dem Ge-
 schäftsgange der Regierung und von dem
 Mutterlande — General Fresinet.

Bei meiner Anwesenheit in der Hauptstadt kam
 der neue englische Gesandte Herr Thornton aus
 London an und ward mit vieler Pracht und Feiers-
 lichkeit in einem königlichen Staatswagen von der
 englischen Fregatte, auf der er angekommen war,
 abgeholt und erhielt auch sogleich Audienz beim Kö-
 nige. Es dienen viele englische Offiziere sowohl un-
 ter den portugiesischen als brasilianischen Truppen,
 und haben darin einen ausgezeichneten Rang. Ich
 habe selbst mit Einigen dieser Offiziere Bekanntschaft
 gemacht, die den Rang von Obersten und Oberst-
 Lieutenants hatten. Selbst der Brigadier und Oberst,
 welcher die beiden aus Lissabon angekommenen Linien-
 Infanterie-Regimenter befehligt, ist ein Engländer.

Auch ein russisches Schiff, welches zwei Jahr auf Entdeckungen ausgeht, lief in den Hafen ein, und den Offizieren dieses Schiffes zu Ehren, gab der russische General-Konsul Herr v. Langsdorf einen Ball, welcher hier besonders wegen der Seltenheit ein großes Aufsehen erregte.

Dieser Ball wurde auf der Chacre oder dem Landhause des Herrn v. Langsdorf, dicht neben oder vielmehr noch in der Stadt, des Abends um sieben Uhr eröffnet. Außer den russischen Offizieren befanden sich auf diesem Balle sämtliche fremde Gesandten, der spanische ausgenommen, einige Portugiesen mit ihren Töchtern, mehrere Engländer, einige Franzosen und meine Person. Das Chor Musici bestand aus vier Personen aus dem Orchester des Theaters, unter denen ein Mulatte die erste Geige spielte. Frau v. Langsdorf war anfangs sehr verlegen, glaubend, daß die erwähnten Musici vielleicht nicht würden erscheinen können, und es wurde daher verabredet, daß auf diesen Fall ich und noch einer aus der Gesellschaft auf einem großen englischen Fortepiano im Saale abwechselnd spielen sollten; allein das Chor Musici erschien und hob die Vorkührung auf. Es wurde bis spät in die Nacht getanzet und die sehr zahlreiche Gesellschaft vertheilte sich, theils in den großen Saal, theils in die kleinen mit einem Dach überdeckten Säulengänge vor dem Hause, theils auch in einige kleine sehr schön geordnete Zimmer.

Auf diesem Ball sah man russische, preussische,

österreichische, englische, französische, spanische, portugiesische und brasilianische Damen tanzen, welches für den ruhigen Beobachter gewiß ein sehr interessantes Schauspiel war, besonders die körperliche Grazie und Gewandtheit der so verschiedenen Nationen hier glänzen zu sehen.

Gegen acht Uhr des Abends war der Rücken der meisten jungen Frauenzimmer, den man bei den weit nach der Mode ausgeschnittenen Kleidern zum Theil sehen konnte, dermaßen von den Muskitos gestochen, daß er so roth aufgelaufen war, als ehemals der Buckel der Soldaten beim Spießruthenlaufen. Man verzeihe mir übrigens diesen vielleicht etwas zu unedelikaten Vergleich, allein er ist nicht übertrieben und ich weiß keinen passenderen. Vorzüglich war ein schönes junges Mädchen, die Tochter des englischen Consuls Herrn Chamberlin, Braut eines Capitäns der englischen Marine, der auch auf dem Ball gegenwärtig war, von den Muskitos auf eine entsetzliche Art zerstoßen. Ich selbst, der ich nie tanze, mußte stets mit den Füßen in Bewegung bleiben und gleich einem Heupferdchen hin und herhüpfen, um mir die Muskitos von den seidnen Strümpfen abzuwehren. Man darf sich daher nicht wundern, wenn hier so selten Bälle veranstaltet werden, weil man einen solchen Ball wohl einen gezwungenen, un Bal forcé, nennen kann; denn was steht der Einzelne nicht darauf aus! Erstens die Muskitos, zweitens die ungeheure Hitze, welche durch die Menge von Personen in diesem kleinen Raume den

höchsten nur auszuhaltenden Grad erreicht und wobei ein Chemiker Beobachtungen und Versuche über die Beschwängerung der Luft anstellen könnte; drittens das beständige Gedränge, worin man wegen des auf die Füßetretens sich stets verbeugen und um Verzeihung bitten muß, obgleich man vor Schmerz vergeben möchte, und dergleichen Unannehmlichkeiten mehr. — Ich war sehr froh, als ich diesen Ball hinter mir und wieder mein Zimmer erreicht hatte, um der Ruhe einigermaßen zu genießen.

Unter den merkwürdigen Personen von Rio de Janeiro wurde mir auch ein gewisser Banquier Namens Roche gezeigt. Er soll einer der reichsten Kaufleute in der Hauptstadt sein, der daselbst und auf dem Lande mehrere ansehnliche Häuser besitzt. Er ist Commandeur des Christordens, besitzt auch noch einige andre bedeutende Orden. In der Stadt habe ich ihn stets mit allen Ordensdekorationen geschmückt auf seinem Comptoire arbeiten sehen. Herr Roche ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dabei von seiner Figur sehr eingenommen, indem er sich stets sehr elegant und neumodisch kleidet und mit den erhaltenen Ordenszeichen behängt, nur schade, daß er ein ausfälliges Gesicht und einen stark nach unten ausgetretenen Hodenbruch hat, welcher um so auffallender ist, da er beständig, wie ein brasilianischer Stuger, kurze Manquin, Beinkleider und seidene Strümpfe en escarpin trägt. Sein großer Reichtum verschafft ihm ein angenehmes und bequemes Leben. Die Zimmer in seinen Häusern sind sehr schön

dekorirt und möblirt und zu seinem Vergnügen hält er sich vier Maitreffen. Mit dem Hofe soll er besonders in Geschäfts-Verbindungen stehen und daseibst immer Verkehr haben; daher mögen sich auch wohl die ihm verliehene Orden schreiben. Das Schiff, worauf ich nach Europa zurück ging, war mit 30,000 Arroben, nach unserm Gewichte 10,000 Zentner, Waaren von ihm befrachtet, wovon ich bei meiner Rückreise ein Mehreres sagen werde.

In dem englischen Hotel und Kaffeehause bei Gould, welches von den drei oder vier Gasthäusern in Rio de Janeiro das angesehenste ist, wo man aber auch gut bezahlen muß, machte ich die Bekanntschaft des ersten englischen reformirten Predigers Mr. Ben's von St. Helena, welcher daselbst mit seiner Gemahlin und seinen zwei Töchtern, von fünf bis sieben Jahren, wohnte. Er sprach sehr gut französisch und erzählte mir, daß er von St. Helena nach England gereist sei, und da von England aus selten Schiffe nach St. Helena zurückgehen, so hätte er erst die Reise nach Rio de Janeiro unternommen, um von dort aus nach der erst genannten Insel zurückzukehren, welche, wie bekannt, von Rio de Janeiro nur einige hundert Meilen entfernt liegt.

Er erzählte ferner, daß er als erster reformirter Prediger auf St. Helena 1000 Pfund Gehalt besähe und daselbst ein Landgut besäße, auf dem er es durch anhaltenden Fleiß so weit gebracht hätte, daß mehrere europäische Gartenfrüchte sehr gut fortkämen,

obgleich das Klima dergleichen Früchten nicht sehr günstig und der Erdboden überhaupt sehr unfruchtbar sei.

In demselben Gasthose wohnten auch mehrere angesehene Portugiesen, welche mit ihrer Regierung nicht sehr zufrieden zu sein schienen. Einer von ihnen erzählte mir, daß der Geschäftsgang äußerst schleppend wäre; denn wenn man bei der Regierung einkäme, man erst nach Jahren Antwort erhielte. Selbst fremde Gesandten und Konsuls hätten auf ihre eingereichten Notizen oft erst nach einem Jahre die Antwort erhalten. Es sei daher ein Unglück für diejenigen, welche in der Absicht nach Rio de Janeiro kämen, um etwas von der Regierung zu erlangen; denn sie müßten ihr wenig mitgebrachtes Geld in der nur zu kostbaren Einsamkeit dieser Stadt, ohne Aussicht verzehren, und wären dann den Sklaven gleich, die nur für ihre elende Kost die erschöpfendsten Arbeiten verrichten. In Portugal sei man höchst mißvergnügt, weil die Regierung sowohl dem Militär als auch den Civilbeamten das Gehalt erst nach einem auch wohl anderthalb Jahren auszahle und diese daher oft gezwungen wären in die Hände der unbarmherzigsten Wucherer zu fallen. Die Gehalte wären überdies schon so geringe, daß die Beamten mit Familie kaum damit die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen könnten. Dieserhalb wären auch Kassendiebstähle, Bestechungen und andere dergleichen Verbrechen nicht selten, ja sie geschähen sogar so häufig, daß man diejenigen, die sie verübten, nicht

einmal bestrafen könnte. Es gäbe indessen sowohl in Portugal, als auch in Brasilien, vorwurfsfreie Beamten, deren Wandel durchaus keinen Tadel zuließe; allein die Versuchung und die Gelegenheit Geld zu gewinnen sei hier groß und die Anzahl derjenigen Personen, die sie benutzen, nicht geringe.

Portugal, als das Mutterland, käme ganz zurück, weil fast alle reiche Fidalgos mit dem Hofe nach Rio de Janeiro gegangen wären, und daher die Einkünfte von ihren beträchtlichen Gütern in Portugal auch in Brasilien verzehrten.

Diese mir gemachte Schilderung von einem Portugiesen von dem Mutterlande, bestätigt sich durch die in den Zeitungen enthaltene Nachricht von der unverzüglichen Abreise des Marschalls Beresford aus Portugal nach Brasilien, um der portugiesischen Armee den rückständigen Sold auszuwirken.

Bei dem französischen Restaurateur Chevalier wurde mir der französische General-Lieutenant Fresinet gerade in dem Augenblick gezeigt, als er die Nachricht aus Frankreich erhielt, wieder zurückkommen zu dürfen. Wie man mir erzählte, so soll seine zurückgelassene Gemahlin ihm nicht nur diese Erlaubniß vom Könige von Frankreich ausgewirkt haben, sondern auch, daß der General in seinen vorigen Posten wieder eintreten kann. Die Freude dieses Mannes, sein verlassenes Vaterland wieder betreten und seine Familie umarmen zu können, war grenzenlos. Er gab bei dem Restaurateur seinen Landsleuten in Rio de Janeiro ein kleines Frühstück. So

unglücklich ich mich auch fühlte, so nahm ich doch in geheim Antheil an der reinen ungeheuchelten Freude dieses Mannes und seiner Landleute. —

 XXIV.

General Hogendorp — Weg nach seiner Chaccre — Chaccre — Empfang — Aussicht — Innere Einrichtung der Gebäude — Der Bediente mit seiner Familie — Blumengarten — Deffnung in einem Felsen — Kaffeepflanzung — Gerichte auf der Tafel — Wein und selbst destillirter Liqueur — Häusliche Verhältnisse — Robinson Crusoe — Betrachtung. —

Wenn ich je wünsche ein Schriftsteller zu sein, so ist es nur, um hier mit lebhaften Farben den jezigen Aufenthalt eines ehemals in Europa sehr bekannten Mannes, des alten vierundsiebzigjährigen Generals Hogendorp zu schildern. Ich lernte denselben in Rio de Janeiro bei meinem Schwager kennen und besuchte ihn einige Tage darauf mit Armand auf seiner Chaccre, welche zwei Stunden von der Stadt entfernt liegt. Ich ging mit meinem Begleiter zu Fuße hinaus. Ein breiter Fahrweg führte uns an mehreren Landhäusern vorüber. Dem Hause des kurz vor meiner Ankunft eingetroffenen

russischen Gesandten, Barons v. Lill schräg über, befindet sich eine wunderschöne Anlage im englischen Geschmack, die dem Herrn Lisboa, einem Portugiesen und Bekannten meines Schwagers gehört; dann folgen mehrere kleine Negerhäuser und ein Bach am Wege, woran Negerinnen mit der Wäsche beschäftigt waren.

Als wir so anderthalb Stunden stets bergan gegangen waren, kamen wir von dem breiten Wege mit einem Male links ab auf einen kleinen Fußsteig, welcher gleich steil bergan und so eine halbe Stunde dauerte. An den Seiten waren tiefe Abgründe, so, daß man den Steig kaum mit einem Pferde passiren konnte, wenigstens mußte man bergab das Pferd an der Hand führen, und besonders nach einem Regen, weil der Boden sehr lehmig und daher glatt und schlüpfrig war. Die einzige Aussicht, die wir in der großen Hitze hier genossen, waren die Gründe, zu beiden Seiten mit Felsen, kleinen Cascaden und Gebüschen gezert. In der Entfernung von dreißig Schritten gewahrten wir erst die Chacre des Generals. Sie besteht, wie alle sogenannte Chacres oder Gebäude auf den Kaffeepflanzungen, nur aus einem Stockwerke mit einer Hausthür, und hat zu beiden Seiten derselben ein Fenster. Vor dem Hause ist eine Art Vordach, welches auf vier abgefugten hölzernen überlängten Säulen ruht. Unter diesem Vordache saß der alte General. Als er uns erblickte, stand er auf, kam uns sogleich entgegen und freute sich herzlich, daß wir ihn in seiner Einsamkeit besuchten. Als ich nach einer kurzen aber sehr interessanten Ans

terhaltung mich wieder dem alten Manne empfehlen wollte, weil man mit dem Essen auf mich bei meinem Schwager wartete, so bat er sehr dringend doch zu bleiben. „Nein — sagte er — ich gebe es auf keinen Fall zu, daß Sie ohne Bewirthung von mir gehen. Ich würde es Ihrem Schwager sogleich sagen lassen, daß er Sie nicht erwarten sollte, weil Sie sich in guten Händen befänden, allein ich habe zum Unglück Niemanden dahin zu schicken; ich werde morgen selbst zu Ihrem Schwager reiten und die Entschuldigung, die ich veranlaßte, auch über mich nehmen.“ Als ich nun noch einige Weilläufigkeiten machen wollte, da wurde er so dringend, daß ich mir ein Gewissen daraus gemacht haben würde, die Bitte des Greises abzuschlagen und nicht zu bleiben. Er freute sich wie ein Kind als wir es zusagten. Ueberhaupt schien er gern des Mittags Gesellschaft bei sich zu sehen. Wenden wir uns nun nach dieser etwas weilläufigen Beschreibung der Ausnahme, zu derjenigen seiner Wohnung.

Sein Landhäuschen liegt, im Vergleich mit der Stadt, ziemlich hoch und hat zu beiden Seiten ungeheure Felsen, welche sich allmählig zur Seite der Stadt hinüberneigen, so daß man von der Hausthür aus, zwischen diesen Felsen hindurch, einer herrlichen Aussicht nach dem Hafen, der Stadt und dem Meere genießt, welches sich wegen der Höhe und Entfernung nur sehr klein darstellt.

Der Greis führte uns zuerst in seine Wohnung. Durch die Hausthür tritt man sogleich in einen

kleinen Saal, in dem zu den Seiten türkische Klaffen angebracht worden. In der Mitte der Wand dieses Zimmers, gerade über der Hausthür, hing ein Gemälde, den General in Lebensgröße vorstellend, welches beinahe die ganze Höhe des Zimmers einnahm; wie es mir schien von David in Paris gemalt, wenigstens war es ganz seine Manier. Der General, in französischer Kleidung, mit seinen Orden geschmückt, war sehr ähnlich. Auf der einen Seite dieses Zimmers war eine kleine Kammer mit einem Fenster, die mit Lebensmitteln aller Art und mit Wein auf Bouteillen gezogen angefüllt war, auf der andern Seite war ebenfalls eine dergleichen Kammer, worin sich ein Schreibtisch und eine kleine Handbibliothek befand. Hinter dieser war noch ein kleines Gemach, welches dem General zum Schlafzimmer diente. Sein Bett hatte die Gestalt eines Sarges, war schwarz angestrichen mit Schubladen und einem Muskelair versehen. „Hier will ich sterben, wenn es Gott nicht anders beschlossen hat“ sagte der gerührte Greis und führte uns aus diesem kleinen Hause in ein noch weit kleineres, welches ein Negger mit seiner Frau und einem Kinde von acht Jahren bewohnten. „Dies ist mein einziger Bediente und mein Gärtner,“ hob er an, indem er auf den Negger zeigte, „und dies meine Köchin“, auf die Frau des Neggers zeigend. Dieses Häuschen bestand nur aus einer Stube, einer kleinen Milchammer und der Küche. Hinter diesem Häuschen lagen einige von allen Seiten offene und oben mit Rohr bedeckte

Schuppen für ein Pferd, das Reitpferd des Generals, vier Kühe und einige Schweine. Von hier führte uns der General in seinen kleinen Blumengarten dicht am Hauptgebäude. Es standen darin, außer mehreren blühenden Gewächsen, auch einige tragende Pomeranzenbäume. Einige Schritte von diesem Garten, etwas den Berg herab, zeigte er uns in einem Felsen eine Oeffnung, die er mit Pulver hatte sprengen lassen und welche ihm zum Keller diente. In dieser Oeffnung lagen einige Fässer mit Wein und auch Wein auf Bouteillen. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand im Destilliren feiner Branntweine oder Liqueure, welche Geräthschaften zu diesem Betriebe er uns gleichfalls sehen ließ. Jetzt kam die Reihe an seine Kaffeepflanzung, welche sich von dem Hause auf der Höhe des Felsens bis den Berg hinab, gleich einem Weinberge ausdehnte.

Die Kaffeebäumchen waren ungefähr zwei bis drei Jahr alt und anderthalb bis zwei Fuß hoch. Sie haben eine große Aehnlichkeit mit den Pomeranzenbäumen und waren nach ihrer Größe zwei bis drei Schritte auseinander gepflanzt. Die ganze Pflanzung konnte wohl an 20,000 Bäumchen enthalten.

Noch waren wir in der Unterhaltung über den Anbau des Kaffees begriffen, als der Neger erschien und uns ankündigte, daß das Essen bereits aufgetragen sei.

Wir speisten in dem Eingange des Hauses, als das einzige große Zimmer des ganzen Gebäudes.

Die Gerichte bestanden in einer kräftigen Hühnersuppe, Spinat mit Eiern, Hühner-Fricassé mit einer sehr kräftigen Sauce von einem in Amerika heimischen Kraute, dessen Name mir entfallen ist, und in einem Hammelbraten mit Salat; dann kamen Orangen mit etwas Bisquit auf die Tafel, als Desert. Der Portwein und Madeira, womit uns unser Wirth regalirte, waren nicht übel und nach dem Kaffee mußten wir noch seinen selbst destillirten Liqueur versuchen, welcher wahrlich dem Bereiter Ehre machte. Obgleich das Essen erst vor zwei Stunden, als nach unserer Ankunft, bestellt worden, so war es doch ganz vortreflich und mit der größten Keilichkeit und Ordnung zubereitet und dies alles durch den einzigen Neger und seine Frau. Nur an Brod fehlte es bei Tische und als dies der General bemerkte, so bat er uns, wenn wir ihn wieder besuchten und Mittags mit ihm essen wollten, uns das Brod selbst mitzubringen, weil er täglich nur so viel frisches Brod aus der Stadt holen ließe, als er zu seiner eignen Konsumtion bedürfe.

Bei Tische war der alte General ausserordentlich heiter und gesprächig. Er erzählte uns, daß er diese Plantage, mit allem, was dazu gehörte, einem Engländer auf Leihrenten, jedoch mit dem Bedinge verkauft habe, daß, so lange er, der General, lebe, die Kaffeeerndte von dieser Chacre für sich behalten zu können. In einem oder zwei Jahren kann diese Erndte schon sehr ergiebig sein. Ferner erzählte er uns, daß er nur einen Sohn habe, welcher Oberst

bei einem Regimente der vereinigten Staaten von Amerika sei und sehr reich verheirathet wäre; und dieserhalb hätte er für Niemanden, als nur für sich zu sorgen. Zur Bearbeitung seiner Kaffeepflanzung miethe er sich Sklaven für ein gewisses Tagelohn etc. Ich wollte einen Vergleich mit seinem Emsiedlerleben machen, allein er fiel mir gleich in die Rede und sagte: ich weiß schon was Sie sagen wollen; Sie wollen mich mit Robinson Crusoe vergleichen, so bin ich von einem jeden, der mich hier besuchte, genannt worden.“ Ich habe den General Hogendorp in Königsberg in Preußen gesehen und dann als kommandirenden General in Wilna im Gewühle der Truppen, und jetzt finde ich ihn in einem andern Welttheile auf einer einsamen, zwischen hohen Felsen gelegenen, Chacre wieder, der Welt und ihren Herrlichkeiten auf immer Lebewohl sagend. O Glanz und Größe! — Die Schattenseite des Lebens ist oft die glücklichste, weil sie dem Hafen der Ruhe am nächsten liegt. —

Gegen fünf Uhr Nachmittags verließen wir den alten General Hogendorp mit dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen, allein ich sah ihn nicht wieder; denn ich mußte die erste Gelegenheit zur Abreise nach Europa benutzen. Der dänische Gesandte, ein Freund von ihm, hatte die Güte mich seinem Andenken zu empfehlen und ihm meine schnelle Abreise mitzutheilen.

XXV.

Schweizer Kolonie — Meinung über dieselbe vor der Ankunft — Ankunft der ersten Schiffe — Kolonisten — Santa Gallo — Unterstützung von der Regierung — Flucht vieler Kolonisten in das Innere und deren Wiederergreifung — Warnung vor Auswanderungen nach Brasilien — Wieder Ausgewanderte aus Nordamerika.

Die Schweizer Kolonie wurde bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro täglich erwartet. Fünf Schiffe, jedes mit dreihundert dieser Kolonisten, sollten bereits von Rotterdam aus unter Segel gegangen sein. Man machte in Rio de Janeiro viel Wunder von diesen Kolonisten. Es sollten lauter Ackerleute und sämmtlich von der allein seligmachenden Religion, der katholischen, sein; man versprach sich daher von ihnen recht bald eine gänzliche Umwandlung der Wüsteneien und Sandsteppen in der Umgegend der Hauptstadt in blühende Felder etc. Wollte Gott, daß diese Träume der Portugiesen und Brasilianer erfüllt würden! —

Im Monat November, wenn ich nicht irre, kam das erste Schiff an, auf das bald zwei andre folgten. Auf jedem dieser Schiffe waren eine beträchtliche Anzahl Männer, Weiber und Kinder, auch der Arzt dieser Kolonie unter Weges gestorben und über

Vord geworfen worden. Man gab es dem bei Rotterdam eingenommenen Wasser Schuld, welches nicht das beste sein soll. Diese Kolonisten waren aber bei weitem nicht alle Schweizer und von katholischer Religion, sondern auch Ausgewanderte aus Würtemberg, Salern, Baden &c., und von verschiedenen Religionspartheien, ja selbst Deisten; auch befanden sich nur wenige Ackerleute darunter, die meisten waren Professionisten, von dem Magnet Landbesitzer oder Gutsherrn zu werden und über Sklaven zu gebieten angezogen; auch einige in Dürftigkeit gerathene Leute von Stande begleiteten den Troß, in der sichern Ueberzeugung hier ihre Finanzen zu verbessern und demaleins mit Gütern beladen nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, um von neuem einen großen Herrn spielen zu können. Ich habe selbst einen von diesen neuen Kolonisten, einen jungen, etwas lästigen Schneidermeister aus Aachen gesprochen, welcher sich nicht wenig als ein Bürger aus der alten Welt in einem neumodischen Anzuge brüstete.

Das erste von diesen Schiffen soll schon weit früher, als die andern, von Rotterdam abgegangen sein und da es nicht angekommen ist und man auch keine Nachricht davon erhalten hat, so vermuthet man, daß es in eine andre Gegend vielleicht verschlagen worden oder untergegangen sei. Das fünfte Schiff war bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro noch nicht angekommen.

Die portugiesische Regierung hat diesen Ansiedlern

ungefähr fünfundzwanzig Meilen von der Hauptstadt, einen Ort, Namens Santa Gallo, angewiesen, wo es nicht nur weniger heiß als in der Hauptstadt sein, sondern selbst frieren soll. Von dieser letzten Erscheinung in Brasilien, hätte ich mich gern überzeugt, besonders da ich im Winter oder vielmehr in der Regenzeit dort ankam, und man zur Reise von der Hauptstadt bis Santa Gallo nur drei Tage braucht, einen Tag zu Wasser und zwei Tage zu Lande, allein meine Verhältnisse erlaubten es nicht.

An dem erwähnten Orte sind den Kolonisten Hütten gebaut worden. Ein jeder derselben erhält ein Jahr hindurch täglich eine halbe Paraka (6 Gr.) von der Regierung und ein Stück Land, welches sie aber selbst bearbeiten müssen, da sie, wie mir gesagt wurde, keine Sklaven annehmen dürfen. Ich hörte vor meiner Abreise, daß viele dieser Ansiedler, besonders das schlechte Gesindel, welches mitgekommen, heimlich von Santa Gallo nach dem Innern entwischt, allein von den Buschjägern wieder aufgegriffen und zurückgebracht worden wären.

Ich möchte wohl das zukünftige Schicksal dieser Ansiedler nach der reinen Wahrheit wissen, es kann nur höchst traurig sein. Man denke sich, daß das Land nur mühsam von Schwarzen oder Negerknechten bearbeitet wird, weil Weiße wegen der brennenden Sonnenhitze hier zur Feldarbeit nichts taugen und schon in den ersten Tagen erschöpft zu Boden sinken und in die Spitäler kommen. Man denke sich, daß ein Corps Infanterie nicht im Stande ist,

in acht Tagen einen Marsch von vierzig Meilen zu machen, ohne nicht die Hälfte der Mannschaft in den Hospitälern zu lassen und daß die Reiteret wegen der großen Dürre und des daher entstehenden Mangels an Futter in dieser Zeit keine zwanzig Meilen zurücklegt; und hier sollen Europäer, besonders Deutsche, ohne Hilfe der Sklaven, das Land urbar machen, wo diese an Hitze und schlechter Kost gewöhnten Individuen nicht viel ausrichten, weil das Klima aller Anstrengung entgegen strebt. Daß die Regierung Alles thut, Alles versucht, um Kolonisten aus dem kultivirten Europa hinüber zu ziehen, ist ihr nicht zu verdenken, daß man aber auch seine Landsleute, besonders so manche biedere, in Dürftigkeit versunkene, und daher zur Auswanderung sich bewogen fühlende Familie vor der Lobpreisung und dem Ehrengefange so mancher Industriekritiker warnt, die von einem Glückstern in der Ferne angelächelt, sich schon im Paradiese und im Schooße Abrahams wäghen; wem steht dies zu verdenken? — Man lasse diejenigen, die ohne Weib und Kind, ohne Vaterlandsliebe im Herzen zu tragen, sich nur in der Weltbürger-Idee spiegeln, ziehen und ihr Heil in Brasilien versuchen. Was verliert der Staat, was Deutschland an diesen aller Weltbürger? — Nein, nur zu Familienvätern, die durch falsche Vorspiegelungen bewogen, auswandern, um sich und ihre Nachkommen ein besseres Loos zu bereiten, spreche ich, der ich selbst Familienvater bin, nur diese mache ich noch einmal aufmerksam auf die höchst

beschwerliche Seereise, auf der man oft in drei Monaten nichts anders als Himmel und Wasser und einzelne Seemöven und Fische sieht und dann bei einer gänzlichen Windstille die bange Besorgniß, auf dem Meere mit seinen Angehörigen verhungern zu müssen, oder bei einem Sturme mit dem Schiffe in den Abgrund geschleudert zu werden. Ich mache sie aufmerksam auf das Land, welches sie zu ihrem künftigen Wohnsitz erkoren, nämlich: das Land der unerträglichen Hitze, der Dürre und unwillkührlichen Körperbewegungen, (wegen der Muskitos), der Brüche, der dicken Beine, der Kröpfe, welche besonders in vielen Gegenden Brasiliens, z. B. in Minas Geraes, St. Paulo und der Gegend von Pitangui und von Jorocabaou stark angetroffen werden, in welcher letzten Gegend die Kinder schon Kröpfe haben sollen, und vieler anderer Uebel und Unbequemlichkeiten. — Hierzu kommt nun noch, daß man viele Nahrungsmittel wegen der unerträglichen Hitze nicht genießen kann, weil sie verdorben und sauer sind. Man glaube nicht, daß ich es übertreibe, oder daß meine Feder von dem Aerger über meine eigene mißlungene Reise, oder von irgend einer andern hämischen Absicht geleitet wird, nein, ich habe das Land gelobt, wo es zu loben ist, allein ich muß hier vor der Schattenseite warnen, weil sie nur wenige Lichtblicke zuläßt; auch darf ich nur auf die Schriften von v. Eschwege, Koster, Mays, dem Prinzen v. Neuwied ic. über dasselbe verweisen.

Was ich schon oben, S. 38 u. f., wegen der unentbehrlichen Nahrungsmittel gesagt habe, bringe ich noch einmal mit dem Bemerken in Erinnerung, daß der Boden und das Klima in Brasilien, dem eigentlichen Getreidebau, als Roggen, Weizen, Gerste ic. ganz entgegen sein muß, sonst würde die Regierung, die doch in zehn Jahren außerordentlich viel gethan hat, auch darauf bedacht gewesen sein, Getreide anbauen zu lassen, weil sie durch die Sklaven eine große wirkende Kraft zur Ausführung einer dem Lande so nothwendigen und viel Geld ersparenden Unternehmung erhält. Doch über diesen Gegenstand unterstehe ich mich nicht abzuurtheilen, da mein Aufenthalt nur allein in der Residenz, und selbst da zu kurz war, um gründliche Forschungen darüber anzustellen; auch war mein Gemüthszustand, theils von der großen Hitze, theils auch von andern betroffenen Widerwärtigkeiten nicht dazu geeignet.

Du lieber Himmel! wieder Ausgewanderte aus Nord Amerika kamen bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro daselbst an, um ihr Glück zu machen. — Einer von ihnen sagte mir, daß derjenige, welcher als Privatmann oder auch als Handwerksmann ohne Fonds nach Amerika käme, müßte Alles annehmen, um sich nur zu erhalten und wäre dann nicht viel besser daran, ja eben so verpflichtet, als ein Sklave. —

XXVI.

Schicksal des Grafen d'Omervail auf seiner
 ersten Reise nach Rio de Janeiro — Be-
 kanntschaft mit dem Baron Verta —
 Schiff — Mittagessen auf dem Schiffe
 — Einrichtung der Kajüte — Schiffs-
 ladung — Russisches Entdeckungsschiff
 — Schiffe zu Bahia.

In Rio de Janeiro erzählte man mir das Schicksal
 des Grafen d'Omervail aus Paris, der drei Mo-
 nate vor mir angekommen war. Der Graf war
 nämlich von Frankreich mit einem mit französischen
 Waaren beladenen Schiffe für Rechnung einiger
 Freunde des Grafen, wobei auch er interessirt war,
 abgereiset. Dieses Schiff hatte unter den verschiede-
 nen Waaren auch Vitriol geladen, welcher sich, un-
 geachtet aller Vorsicht, die bei seiner Einpackung
 beobachtet worden, von selbst entzündete, so daß das
 ganze Schiff mit allen Waaren ein Raub der Flam-
 men wurde und der Graf, der Kapitän und die Ma-
 trosen kaum so viel Zeit gewannen, um sich auf
 Böte zu retten, worauf sie nach einer unbewohnten
 und unfruchtbaren Insel, deren Name mir entfallen
 ist, zweihundert See- oder Landmellen von Rio de
 Janeiro, gelangten. Hier konnten sie mit den we-
 nigen Lebensmitteln, die sie in der Eile mit ihrem
 Leben gerettet hatten, nicht bleiben; sie entschlös-

fen sich also auf ihren Böten die gefährliche Reise nach Rio de Janeiro anzutreten und es gelang ihnen glücklich in den Hafen von Rio de Janeiro einzulaufen. Der König von Portugal, bekannt wegen seiner Menschenliebe und Güte, nahm den Grafen d'Omervail sehr gnädig auf und tröstete ihn wegen des gehabten Unglücksfalles, worin er noch glücklich genug war, das Leben zu retten.

Der Graf reifete bald darauf wieder nach Frankreich und kehrte mit einem andern mit Waaren beladenen Schiffe, in Begleitung seiner einzigen Tochter, die er das erste Mal in Frankreich gelassen hatte, nach Rio de Janeiro zurück. Der König wollte ihn für seinen gehabten Verlust dadurch entschädigen, daß das Schiff ganz zollfrei sein sollte, allein nach den dortigen Gesetzen waren damit so viele Schwierigkeiten verknüpft, daß sich der König entschloß, dem Grafen als Entschädigung einen Vorschuß von achtzehn Contos de Rees *) aus dem Schatz anweisen zu lassen. Mit diesem Vorschuß hatte der Graf bereits bei meiner Anwesenheit in der Hauptstadt Brasiliens eine Kaffeepflanzung mit dreißig Sklaven angelegt. Man sagte mir, daß die Schwester des Grafen Hofdame am östereichischen Hofe sei.

Bei dem Herrn von Langsdorf machte ich auch die Bekannschaft mit einem schwedischen Schiffe,

*) Ein Conto de Rees ist nach preußischem Gelde ungefähr 1500 Rthlr.

Kapitän, einem interessanten jungen Manne aus einer der ersten Familien Schwedens, Namens Baron Verta. Er kam nach Rio de Janeiro mit seinem eigenen Schiffe, einem Zweimaster, mit Kupfer beschlagen, in Begleitung eines jungen schwedischen Offiziers. Ich habe nie ein hübscheres Schiff gesehen, als das seinige, mit welches er bereits ziemlich weit gewesen und sich die Welt besehen hatte. Er erzählte mir, daß er einmal die Schwiegermutter des Deys von Algier nach Tunis gebracht habe, wofür er außerordentliche Geschenke an Geld und Sachen erhalten hätte.

Er veranstaltete ein kleines Mittagessen auf seinem Schiffe, wozu ich und Armand geladen waren. Er hatte uns zu Ehren die Speisen nach deutscher Art zubereiten lassen, welches seine Köchin, eine Finländerin und schon alte Frau, die deutsch sprach, sehr gut verstand. Sie war bei ihrer Kunst aber von einem so närrischen und ungestümen Charakter, daß sie mit den Matrosen immer stritt und zankte. Sie war das einzige weibliche Wesen auf dem Schiffe.

Die Kajüte war nur klein, das heißt, nicht viel größer, als eine vierstizige Berliner Kutsche nach altem Schlage. Der Fußboden war mit einem grünen Teppich belegt und das Ganze äußerst elegant dekoriert und möblirt. In der Mitte stand ein runder Tisch für vier Personen, woran wir saßen und uns die Gerichte, die unser Wirth die Güte hatte uns aufzutischen zu lassen, vortrefflich schmecken ließen.

Die Seitenwände der kleinen Kajüte waren mit Schränken besetzt, die mit verborgenen Thüren versehen waren. In diesen Schränken stand das Bett des Barons und dasjenige seines Begleiters, des schwedischen Offiziers. Dann waren noch kleine Spinden angebracht, worin eine kleine ausgewählte Handbibliothek aufgestellt worden, und das Tischgeschirr stand.

Die portugiesische Regierung wollte dieses Schiff kaufen, allein nach der Versicherung des Barons hatte er bereits einige Monate vergeblich auf die Auszahlung des Geldes gewartet. Das Schiff war mit schwedischem Eisen und schwedischen Säbelklingen beladen. Der Baron klagte sehr, daß er für den letztern Artikel kaum den Preis in Schweden erhalten hatte.

Auch ein russisches Schiff, welches zwei Jahre auf einer Entdeckungsreise ausgesandt worden, kam in Rio de Janeiro vier Wochen vor meiner Abreise an. Es war sehr schön ausgerüstet, besaß vierzig Kanonen und einen schönen Saal mit einer ansehnlichen Bibliothek. Der Befehlshaber des Schiffes sprach nur russisch, sein Bruder aber, gleichfalls ein russischer Offizier, sprach auch französisch. Ich habe von allen Offizieren des Schiffes sehr viele Höflichkeiten genossen, so daß ich ihnen Allen noch hier gern namentlich danken möchte, wenn mir nicht meine Schreibtafel, worin ich die Namen aufgezeichnet hatte, gestohlen worden wäre.

Da nun einmal von Schiffen hier die Rede ist, so muß ich auch der zu Bahia gebauenen Schiffe er-

wähnen, welche nach der Versicherung eines Kunstverständigen, des Schiffkapitáns Claus Hoop, ganz vortreflich gebauet sein sollen; auch soll das daselbst wachsende Holz sich sehr gut dazu eignen.

 XXVII.

Manioc-Pflanze — Zubereitung der Wurzel zu Mehl — Tapioka — Bereitung des Farinha aus Mais — Handmühle — Zuckerbau — Zuckermühlen — Zuckerbereitung — Cachash — Kaffeeanbau — Kaffeefrucht — Veteran der Kaffeepflanzungen — Widriger Geschmack des Kaffees.

Die Manioc, oder Mandioca, Pflanze, aus deren Wurzel die Brasilianer das Mehl und Brod bereiten, ist ein knotiger Strauch, der eine Höhe von sechs Fuß und auch darüber erreicht, aber keine Zweige hat. Die Wurzel, welche der einzige nuzbare Theil des ganzen Gewächses ist, gleicht den Pastinakwurzeln, nur ist sie weit größer.

Man pflanzt dieses Gewächs auf folgende Art: man zerschneidet den Stamm des Strauches in kurze Stücken und steckt diese in die Erde; sie schließen dann sogleich auf und nachdem sie ungefähr zwölf Monate im Wachsthum gestanden, ist die Wurzel

völlig ausgebildet, doch richtet sich ihre Größe und Dicke nach der Verschiedenheit und Güte des Bodens. In einem guten Erdreiche erreicht sie die Länge von zwei Fuß und hat einen Durchmesser von zwanzig Zoll; dagegen wird sie in einem weniger guten Boden kaum sechs Zoll lang und einen Zoll dick. Sobald die Wurzeln aus der Erde gezogen worden, so wird ihre äußere Rinde abgeschält, und es bleibt eine mehligte und klebrige Substanz übrig, welche auf einem großen Reibeisen zerrieben wird. Das Zerriebene fällt in einen untergestellten Trog, worin es gesammelt und dann in einer flachen Pfanne über einem langsamen Feuer gedörret wird, bis alle Feuchtigkeit verdunstet ist, wo dann diese Substanz trockene Körner bildet und zum Gebrauche fertig ist.

Den Saft, welchen man aus der abgeraspelten Wurzel zieht, wird *Cayola* genannt und auf gleiche Weise bei einem langsamen Feuer gedörret. — Dieses Manioc-Mehl (*Farinha*) war schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika in diesem Lande bekannt.

Die Pflanze gedeiht hier ganz vorzüglich und ihr Anbau erfordert kaum den hundertsten Theil der Mühe und Kosten des Getreidebaues, daher wird letzterer hier wenig oder gar nicht betrieben, obgleich das Brod von Maniocmehl oder *Farinha* dem Brode aus Weizenmehl bei weitem, sowohl im Geschmack als auch in der Güte, nachsteht. Letzteres, welches aus Nord-Amerika kommt, wird von mehreren französischen Bäckern hier zu Brod verbacken, welches

gegen dasjenige aus Farinha, einen köstlichen Geschmack hat.

Man sagte mir auch in Rio de Janeiro, daß ein Theil der Manioc-Pflanze (welchen? habe ich vergessen) giftig sei und daher von dem übrigen Theile erst getrennt würde.

Man bereitet das Farinha auch aus Mais. Dieser wird zu diesem Behufe einige Tage lang in Wasser aufgequell't, dann zerstampft, welches entweder mit Handstößern in einem rund ausgehöhlten Troge, oder mit einem großen hölzernen Schwanzhammer geschieht, dessen Schwanz ein ausgehöhlter Trog ist, in den beständig Wasser fließt; ist dieser voll, so bekommt er nach hinten zu das Uebergewicht und kippt auf; dadurch schüttet sich das Wasser von selbst aus, der Trog wird erleichtert und die größere Schwere nach dem Kopfe macht, daß der Hammer niederfällt und den Mais ebenfalls in einer Vertiefung oder Kasten zerstößt. Man nennt diese Maschine Monjollo, auch wohl Prégua do Brazil (brasilianisches Faulthier), weil sie außerordentlich langsam arbeitet. — Ist der Mais ganz zu Mehl gestossen und gesiebt, so röstet man dieses entweder auf einer flachen kupfernen Pfanne, wie bei dem Manioc, die besonders hierzu verfertigt werden, oder auf einer dünnen Sandsteinplatte. Wenn ich nicht irre, so hat Herr v. Langsdorf kürzlich eine Art Handmühle erfunden, welcher man sich jetzt statt dieses Faulthieres bedient, sie scheint, nach der mir davon gemachten Beschreibung, sehr zweckmäßig zu sein.

Was den Zuckerbau anbetrifft, so wird dieser hier sehr stark betrieben. Die Portugiesen nennen die Zuckermühlen, überhaupt die Plantagen, welche Zuckerwerke enthalten: Ingenios. Die Zuckermühlen sind sehr einfach und bestehen bloß in drei Walzen von schwerem Holze, jede von zwei Fuß im Durchmesser und drei Fuß Länge. Sie liegen horizontal in einem Gefelle und werden durch einen Baum, woran zwei Pferde gespannt sind, umgetrieben. Diese Walzen pressen das Zuckerrohr aus und der Saft fließt in einen langen quer darunter stehenden Trog, aus welchem derselbe in einen nicht tiefen Kessel geleitet wird, welcher sechs Fuß im Durchmesser hat. Hier werden alle Unreinigkeiten abgeschäumt; dann wird derselbe in einem andern Gefäße abgekühlt und ein Laugensalz hinzugesetzt. Auf diese Weise bleibt der Saft einige Tage stehen und wird zu einer reinen Flüssigkeit, die hierauf wieder zum Abdampfen in den Kessel gebracht wird, woraus sodann der Zucker entsteht. Aus dem Bodensatz wird der von den Negern so sehr geliebte Cachash verfertigt, welches ein erbärmliches Getränk, noch schlechter an Geschmack und weit stärker als unser Kornbranntwein ist.

Der Kaffeeanbau erfordert weniger Sorgfalt und Kenntnisse, als derjenige des Zuckers. Am besten gerathen die Bäume, wenn sie an etwas frischen Orten, welche der Morgensonne ausgesetzt sind, stehen, das heißt: sie müssen die Nahrungstheile einer guten Erde, die Erfrischung des Thaues und des Regens

und die Einwirkung einer gemäßigten Sonnenwärme genießen. Es giebt Gegenden, wo der Kaffeebaum schon im dritten Jahre tragbar ist und im zehnten Jahre ausgeht, da er hingegen in dem für ihn passenden Boden und in einer guten Lage im fünften oder sechsten Jahre erst tragbar wird und im zwanzigsten Jahre noch in seiner vollen Kraft steht.

Der Ertrag des Kaffeebaumes ist sowohl nach der Beschaffenheit des Bodens, als auch nach der Behandlung verschieden. Im mittelmäßigen Boden beträgt die Erndte von einem Baume nicht viel über ein halbes Pfund: im guten Boden dagegen an vier Pfund. Außer der Wahl und der Behandlung des Bodens kommt es bei dem Kaffeebaume auch auf gute gesunde Pflanzen an. Gewöhnlich säet man den Samen in die Baumschule und verpflanzt dann die jungen Stämmchen, nach der Güte des Bodens, in kleineren und größeren Distanzen von einander.

Die Frucht hat zwei Schalen, eine äußere fleischigte und eine darunter befindliche Hülse, welche den eigentlichen Kaffeekern oder Bohne umgiebt. Sobald die Frucht eine kirschrothe Farbe erhalten hat, wird sie abgepflückt. Man beobachtet nun beim Trocknen zwei Methoden, nämlich: einige Pflanzerschalen gleich, nachdem die Frucht abgepflückt worden, den fleischigten Theil ab und trocknen die Bohnen mit der Hülse, welche dann, nachdem sie vollkommen trocken geworden, durch Stampfen leicht davon entfernt werden kann; andere trocknen den Kaffee mit dem fleischigten Ueberzug, welche Me-

rhode vor der andern den Vorzug erhalten soll, weil hier der Kaffee nichts von seinem Gehalte verliert.

Einem Ausländer giebt eine Kaffeepflanzung bei Rio de Janeiro die sicherste Existenz; allein man muß dazu wenigstens ein Kapital von 6000 bis 8000 Thlr. mitbringen, welche man dazu anlegen kann.

Der Veteran aller Kaffeepflanzer in Rio de Janeiro ist ein Herr le Séné, welcher wegen Unglücksfälle in St. Domingo nach Rio de Janeiro gekommen ist. Bei ihm holt sich ein jeder Pflanzer Rath, wenn ihm irgendwo beim Anbau des Kaffees etwas auffällt. Es ist ein würdiger alter Mann, der auf seinen Kaffeepflanzungen noch immer thätig ist und eines großen Rufs genießt. Er wohnt vier Stunden von der Stadt und ist sehr gut eingerichtet. Eine seiner Töchter ist in Rio de Janeiro an den russischen Vice-Konsul Herrn v. Külichen verheirathet.

Der brasilianische Kaffee soll nicht vorzüglich sein, auch fand ich, daß der Kaffee in den Kaffeehäusern Rio de Janeiro's einen widrigen, öligen Geschmack hatte, so daß ich ihn kaum trinken konnte.

XXVIII.

Verfolgung meines Schicksals auch in Rio de Janeiro — Neger mit Dolchen — Meine Angst und Zetergeschrei — Rettung durch den Ausruf: Polici! — Ankunft bei den Hamburger Tischlern — Diebstahl — Spanier — Balken. —

Das Schicksal verfolgte mich auch in Rio de Janeiro auf jede nur mögliche Weise und machte mir dieses Land, in welchem dem Europäer weder Milch noch Honig, sondern nur Wermuth fließt, um so gehässiger. Ich war eines Abends in der italienischen Oper, die gewöhnlich um acht Uhr Abends beginnt und gegen Mitternacht endiget, und verließ sie noch vor Beendigung des Stückes, um meine, anderthalb Stunden vom Theater entfernt liegende, Wohnung noch vor Mitternacht zu erreichen. Als ich den halben Weg gemacht hatte, begegnete mir ein Neger, mit einem Stock bewaffnet, welcher immerwährend piff und stets hinter mir zu bleiben suchte. Ich suchte dieser verdächtigen Verfolgung, da ich ganz unbewaffnet und nicht einmal einen Stock bei mir hatte, dadurch auszuweichen, daß ich auf die andere Seite hinüber eilte, aber auch hier folgte mir das schwarze Ungeheuer. Hierauf blieb ich stehen und schrie: Va Diabolo! Er antwortete mir, gleich einem Echo, mit denselben Worten. Ich ging wieder, hielt mich jedoch immer an der rechten

Seite der Straße, woran kleine Häuser standen. Ich mochte ungefähr eine Viertelstunde gegangen sein, so sprang von der linken Seite der Straße hinter einem alten Gemäuer dieser schwarze Teufel, der mich bis dahin verfolgt hatte, mit dem Stock hervor, lief auf mich los und schrie: Vingtems! *) Ich antwortete schnell: ni Vingtems. Hierauf stürzten noch drei Neger hinter dem mit Buschwerk besetzten Gemäuer, mit gezuckten Dolchen hervor und auf mich los. Den Stockschlag des ersten Negers parirte ich durch einen schnellen Sprung auf eine Erhöhung, dicht an einem von den kleinen Häusern, wozu mir Todesangst Kraft verlieh, glücklich aus und riß mit der größten Gewalt die hölzernen Gitterfenster des Hauses aus ihren Krampen, und schrie dabei aus Leibeskräften: Polici! Polici! Die Neger stugten bei diesem Ausruf. Als ich dieses in der Dämmerung wahrte, schrie ich noch ärger und schlug dabei mit der geballten Faust heftig an den innern vorgemachten Laden der abgerissenen hölzernen Gitterfenster. Die Neger entflohen, nahmen aber den Weg nach meinem Hause zu, welches noch eine gute Viertelstunde von meinem Stande und Vertheidigungspunkte entfernt lag. Jetzt schrie ich auf Französisch, Lateinisch, Portugiesisch u. man möchte mir die Thür öffnen; klapperte dabei mit dem Gelde in meiner Tasche und rief Fidalgo: (Edelmann)! allein umsonst, Niemand öffnete die Thür

*) Eine kleine Münze, ungefähr 1 Gr. nach preussischem Gelde an Werth.

des Hauses vor dem ich stand und worin ich Licht erblickte, noch von denen in der Nachbarschaft. Ich lief hierauf zu andern Häusern und machte dasselbe Zetergeschrei, allein ohne Erfolg, die ganze Gegend war wie ausgestorben, nur ich stand, von Angstschweiß triefend, allein in der Nacht, die Teufel mit den gezückten Dolchen jeden Augenblick wieder erwartend.

Was war zu machen? Nach meinem Hause zu gehen, hielt ich nicht für rathsam, weil die Neger den Weg dahin genommen hatten und vielleicht in der Nähe desselben auf mich harreten, um ihren Versuch auf meinen Geldbeutel, durch einen Angriff auf mein Leben, noch einmal zu machen. Ich entschloß mich daher, zu den Hamburger Tischlern Hennig und Schulz, welche mit mir auf demselben Schiffe angekommen waren, zu gehen. Als ich vor ihrem Hause angekommen war, schrie ich aus Leibeskräften, man möchte mir die Thür öffnen. Es geschah; die Frau des Tischlermeisters Hennig machte die Thür auf und erschrak, als sie mich in einem völlig erschöpften Zustande, ganz von Schweiß triefend, vor sich stehen sah. Meine Ranquin-Beinkleider waren so naß, wie aus dem Wasser gezogen. Die Tischlermeister gaben mir zur Stärkung sogleich ein Glas Portwein, worauf ich denn mein Lager auf einer Hobelbank nahm, sehr gut auf diesen Schreck schlief und beim Tages-Anbruch wieder nach meinem Hause wanderte.

Mein Schwager, dem ich diesen Vorfall sogleich

erzählte, sagte mir, daß mein Geschrei um Hülfe hätte fruchtlos ablaufen müssen, weil erstens hier der Bürger den Edelmann nicht liebte und zweitens fürchte sich ein Jeder bei einem bloßen Geschrei um Hülfe in der Nacht, weil man den um Hülfe Rufenden nur für einen Dieb halte, der bloß die Gelegenheit benutze, um bei Eröffnung des Hauses schnell eindringen und etwas stehlen zu können. Hätte ich aber gerufen: All nomen dal re (im Namen des Königs), oder Fogo (Feuer)! so wäre Alles aus den Häusern herausgestürzt. —

Mein Schwager machte den folgenden Tag eine Anzeige dieses Vorfalles bei der Polizei und erfuhr, daß bereits einige Nächte gegen dreihundert herumlaufende und mit Dolchen bewaffnete Neger von den Patrouillen der Soldaten und von der Polizei aufgegriffen worden wären. Dergleichen Abenteuer sollen aber sehr selten geschehen; auch sollen die Neger sehr furchtsam sein, wenn man nur, mit einem Stock bewaffnet, dreist auf sie losgeht. —

Acht Tage nach diesem Abenteuer war ich des Abends bei dem würdigen Obersten und Brigadier des portugiesischen Ingenieur-Korps, Herrn von Caula, in dessen achtungswerthen Familie ich manche glückliche Stunde während meines nur kurzen Aufenthaltes in Rio de Janeiro verlebte. Als ich gegen elf Uhr von dieser Familie bei meinem Häuschen ankam und es mit dem Schlüssel öffnen wollte, fand ich die Thür schon erbrochen und alle meine Habseligkeiten und etwas bares Geld entwendet, so

daß mir auch nicht das geringste Kleidungsstück, außer was ich auf dem Leibe hatte, übrig blieb. Die Koffer waren umgekehrt und die Papiere lagen zerstreut im Zimmer umher. Am Morgen wurde jedes entwendete Stück der Polizei in portugiesischer Sprache genau angegeben, allein ich habe auch nicht das Geringste davon wieder bekommen, obgleich die Uniform ic. leicht zu erkennen war.

Den Tag vor diesem Diebstahl, schickte mir Jemand einen Bedienten, einen Spanier, zu, um ihn statt meines gehabten Emanuels in Dienst zu nehmen. Ich weigerte mich erst ihn anzunehmen, weil sein schmutziges Aeußeres nichts weniger, als empfehlend war, allein der Empfehler drang so sehr in mich, daß ich mir genöthiget sah, diesen Menschen zu nehmen. Schon in der Nacht desselben Tages kam er nicht zu Hause und fand sich erst des Morgens gegen acht Uhr etwas betrunken ein. Ich sagte ihn sogleich fort und den Abend darauf wurde ich bestohlen. Dieser Spanier war besonders daran kenntlich, daß der eine Arm weit kurzer als der andere war, aber ungeachtet dieses Kennzeichens und der thätigen Nachsuchung der Polizei in der Stadt, war er doch nirgends aufzufinden. Wahrscheinlich hatte er sich auf eines der Schiffe im Hafen geflüchtet, oder seinen Aufenthalt ausserhalb der Stadt genommen.

Nach diesem zweiten Unglücksfall ging ich eines Mittags in der Stadt bei der Kirche St. Paula vorüber. Mit einem Male sahen alle Menschen auf mich und schrieken, und in dem Augenblicke stürzte

aus dem Glockenthurme ein ungefähr zehn Fuß langer und vier Fuß starker Balken einige Schritte von mir herab. Alle diese sich hintereinander folgenden Unglücksfälle, wozu noch der verfehlte Zweck meiner Reise und mein Beinbruch vor der Einschiffung in Hamburg gerechnet werden müssen, brachten mich zu dem Entschluß, Rio de Janeiro mit dem ersten Schiffe, welches nach Europa abgeht, zu verlassen, und dieses geschah bald darauf. Ich nahm von meinem Schwager und dessen Familie den zärtlichsten Abschied und reiste nur in Begleitung meiner Tochter, da mein Neffe noch bei seiner Mutter, meiner Schwester, zurückblieb, auf dem Hannöverschen Schiffe *Fortuna*, geführt vom Kapitän *Klaus Hoop*, nach Europa ab.

 XXIX.

Ueber den eigentlichen Zweck meiner Reise —
 Subsistenz in Rio de Janeiro durch An-
 legung einer Kaffeepflanzung — Bitt-
 schrift an den König — Gunstbezeugungen
 des Königs gegen meinen Schwager —
 Nichtbeantwortung der Bittschrift —
 Lebewohl dem Lande der zerschellten Hoff-
 nungen und der Plagen!

Ehe ich nun meine Rückreise beschreibe, muß ich
 noch etwas über den eigentlichen Zweck meiner Reise
 nach

nach Rio de Janeiro und über das Nichtgelingen meines Vorhabens in dieser Hauptstadt sagen.

Der Zweck meiner Reise war, wie ich bereits oben in der Einleitung, S. 1., erwähnt habe, meine durch den Krieg 1806 und durch andre Familienverhältnisse zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen, und hierzu hat man in Brasilien mehr Gelegenheit, wie in Europa; da man mit einem Kapital von 6000 bis 8000 Thalern sich in Zeit von fünf bis acht Jahren, wenn nicht kriegerische Ereignisse ic. eintreten, leicht eine jährliche Rente von 1500 Thalern verschaffen kann; nämlich, durch Anlegung einer Kaffeepflanzung, welche nach fünf Jahren aber erst die erste Erndte giebt. Man muß aber dabei auf Alles, was sonst dem Leben einen Reiz giebt, Verzicht leisten und wie ein Einsiedler seine Zeit hinbringen, welches freilich dem Pflanzler von großem Nutzen ist, weil er dadurch sein mitgebrachtes Kapital nur in dem Grade angreift, als er es zur Anschaffung der höchst nöthigen Lebensbedürfnisse thun muß; denn in fünf Jahren darf er auf keine Einnahme rechnen.

Durch andre Erwerbzweige, als durch Kohlenbrennerei ic.; oder durch Anpflanzung von Reis, türkischem Weizen, Gartenfrüchten, Obst ic.; oder durch Betreibung der Viehzucht ic., ist hier nicht viel zu gewinnen. Das Einzige sind bis jetzt nur die Kaffeepflanzungen in der Nähe der Residenz oder in einer andern bedeutenden, mit einem Hafen versehenen Stadt, als Pernambuco ic. Allein dergleichen Land ist in den Umgebungen von Rio de Janeiro

auf sechs bis acht Stunden nicht mehr zu bekommen, weil bereits Engländer und Franzosen, die überall das Erspriesslichste für sich wegsapern, davon Besitz genommen haben.

Als ich dem Könige von Portugal durch den preussischen Gesandten Herrn Grafen von Flemming vorgestellt worden war, trug ich, wie ich schon oben, S. 112, erwähnt habe, die preussische Armeuniform der Kavallerie; bei dem baise-main fand ich mich aber in schwarzer Civilkleidung ein. Der König kannte mich darin nicht wieder und fragte: „*Qui êtes vous?*“ Ich antwortete demselben: „*Je suis le beau-frère de Silvestro Pinheiro.*“ Der König wurde hierauf sehr freundlich, fragte noch einmal: wie mir das Land gefiele? Ob ich die Hitze ertragen könnte und wo ich mich in seinem Lande niederlassen wollte? Auf die letzte Frage antwortete ich: in der Gegend der Hauptstadt, allein ohne die Unterstützung von Sr. Majestät wäre ich es nicht im Stande. — Der König sagte hierauf, als er meine Bittschrift, die ich in der Hand hielt, gewahrte: „*est ce que c'est la dedans; ce que vous souhaitez?*“ nahm mir die Bittschrift ab, legte sie auf den bereits erwähnten kleinen Tisch neben sich und setzte noch hinzu: „*Bon, bon, je parlerai avec mon Ministre; je respecte beaucoup Votre beau-frère,*“ und entließ mich hierauf sehr gnädig.

Der König hatte kurz vor meiner Ankunft in Rio de Janeiro meinen Schwager zum Kommandeur des Christordens ernannt und seiner Nichte, einer

geborenen Portugiesin von einundzwanzig Jahren, die sich bei dem Hofmarschall Herrn von Malzahn in Berlin aufhält, so wie seiner Tochter, einem Kinde von fünf Jahren, jeder eine lebenslängliche Pension von 250 Thalern, nach preussischem Gelde, ausgesetzt; auch hörte ich bei meiner Ankunft in Hamburg von dem portugiesischen Legationssekretär Herrn von Sylva, daß mein Schwager als Gesandter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt worden sei.

In meiner Bittschrift an den Monarchen, bat ich um einen Vorschuß von acht Contos de Rees (ungefähr 12,000 Thaler nach preussischem Gelde), welche ich in einem Zeitraume von zehn Jahren nach und nach zurückzahlen mich verpflichtete, um damit eine Kaffeepflanzung anzulegen und meine Familie aus Europa kommen zu lassen.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich bei Niederschreibung des Letzteren vor dem Gedanken zitterte, der König würde mir meine Bitte gewähren. Ich wäre dann ein Opfer meiner Unternehmung geworden; denn ich hätte aus Pflicht gegen meine Familie Zeit Lebens in einem Lande bleiben müssen, über das ich das Anathema schon so oft ausgesprochen und in dem ich mehr denn einmal unverholen geäußert hatte: lieber in meinem Vaterlande ein armer, als in jenem ein reicher Mann zu sein; und sonderbar genug, dieselbe Aeufferung habe ich auch bei meiner Zurückkunft in Hamburg in dem Briefe eines schon mehrere Jahre sich in Rio de Janeiro aufhaltenden Europäers an seinen Freund in Deutschland, der gleich

falls mit der Auswanderungskrankheit geplagt ward, gefunden, welches für mich eine große Beruhigung war.

Da ich keine Antwort auf meine Blattschrift erhielt und es nicht allein den Ausländern so geht, sondern auch die Portugiesen und Brasilianer oft genug mit einer ewigen Hoffnung hingehalten werden, so machte ich ernstliche Anstalten zu einer Abreise, wozu mich die oben angeführten Unglücksfälle, die eingetretene Sehnsucht meiner Tochter nach ihrer Heimath und den Zurückgelassenen, und der kleine Rest meines Geldes *), welcher kaum zur Rückreise ausreichte, um so mehr bestimmten. Ich ließ mir von dem Herrn Grafen von Flemming ein Schreiben an Se. Durchlaucht den Fürsten Staatskanzler geben, worin das Nichtgelingen meines Vorhabens, als nicht meine Schuld, deutlich auseinander gesetzt worden, damit ich auch vor denjenigen gerechtfertiget erscheine, deren Vertrauen, Schutz und besonderem Wohlwollen ich Alles verdanke. — Nachdem ich Alles geordnet hatte und mit dem Nöthigen versehen war, sagte ich dem Lande

*) Den Leser muß ich hier in Kenntniß setzen, daß ich von den mir vom Staate gegebenen 3000 Thalern, die Hälfte zum Unterhalt meiner Familie und zu einigen andern Ausgaben ic. in Berlin zurückließ und mit der andern meinen dreimonatlichen Aufenthalt in Hamburg, und meine Hin- und Rückreise nach Brasilien und den dort nöthigen Ausgaben ic. bestritt.

meiner zerschellten Hoffnungen und meiner Plagen
ein Lebewohl! —

XXX.

Rückreise — Ladung des Schiffs — Fahrt
aus dem Hafen — Ungeziefer und Lanz-
geweile — Süßes Wasser — Betragen
des Schiffskapitäns Klaus Hoop —
Vergleich mit dem Kapitän Doormann
auf unserer Hinreise — Prügel und An-
rede an die Schweine — Bosheit des
Kapitäns gegen meinen Reisegefährten —
Benehmen des jungen Kaufmanns —
Zuvorkommenheit des Kapitäns gegen
mich — Seefarte — Hudibras — Klug-
heit und Klagen des Kapitäns. —

Meine Rückreise von Rio de Janeiro war nicht
so angenehm, als die Hinreise. Bei dieser träumte
ich mir noch Feenschlösser und bei jener waren sie
zertrümmert und in ihren Ruinen saß ich mit leeren
Aussichten und einem leeren Beutel! — Zum Glück
war erstere bedeutend wohlfeiler als letztere; denn
ich gab für mich und meine Tochter nur 360 preussis-
che Thaler, statt daß die Hinreise mich 600 Thaler
kostete. Daß die Rückreise wohlfeiler war, kam da,

her, weil das Schiff, die *Fortuna*, so mit Waaren beladen war, daß selbst die Kajüte mit Säcken voll Kaffee angefüllt war und nur noch ein kleiner Raum für die Reisenden übrig blieb. Meine Tochter hatte auch dieses Mal die kleine Kajüte des Kapitäns.

Die ganze Reisegesellschaft bestand, außer mir und meiner Tochter, nur noch aus einem jungen Kaufmanne, der mit uns hingereist war, aber auch nicht in Brasilien bleiben wollte.

Das Schiff, ein Dreimaster, war stark und gut gebaut und war nur allein mit den Waaren des oben erwähnten Banquiers *Koch* in Rio de Janeiro beladen. Die Ladung bestand in unraffinirtem, sogenannten Kisten, Zucker, Kaffee, Häuten, Baumwolle ic. und betrug an zehntausend Centner nach preukischem Gewichte, so daß das Schiff tief im Wasser ging und die Fenster in der Kajüte auf der ganzen Reise mit starken Brettern verwahrt waren, so daß kein Wasser hineindringen und das Licht nur spärlich von oben hineinfallen konnte.

Den letzten Januar bekamen wir so viel Wind, daß wir aus dem Hafen herauskommen konnten. Kaum hatten wir ihn aus dem Gesichte verloren, so blies der Wind stärker in die Segel. Dann hielten uns aber widrige Winde und eine gänzliche Windstille über acht Wochen auf, so daß wir erst am 3. April die Linie passirten. Eine unerträgliche Hitze, Muskitos, Baratten, Ameisen, welche uns erst in der Mitte des Meeres verließen, und die höchste Langesweile quälten uns auf das fürchterlichste. Die

ganze Rückreise brachten wir bei gutem Wetter auf dem Berdeck zu, indem wir uns von einer Tonne auf die andre setzten, um uns nur einigermaßen die Zeit zu vertreiben.

Wir hatten auf unserm Schiffe vierundzwanzig große Fässer mit süßem Wasser, welches aus dem Springbrunnen auf dem Schloßplaze von Rio de Janeiro mitgenommen worden. Das Trinkwasser ist auf einer langwierigen Seereise das nothwendigste Bedürfnis, womit gleich aufangs sehr sparsam umgegangen wird. Regnete es, so wurde das Regenwasser aufgefangen und damit der Kaffee für uns und das Essen und der Thee für die Matrosen gekocht, um das Trinkwasser zu schonen. Ja es kann wohl einem Kapitán nichts Uebleres begegnen, als wenn ein andres stark bemanntes Schiff herangesehelt kommt und süßes Wasser fordert. Es hilft hier kein Verleugnen, keine Entschuldigung einer noch so weiten Reise, er muß theilen und thut er dies nicht gutwillig, so läuft er Gefahr, daß es ihm mit Gewalt genommen oder sein Schiff in den Grund geschossen wird.

Der Kapitán Klaus Hoop, der die Fortuna, worauf wir uns befanden, befehligte, änderte sogleich sein Betragen, als wir in das offne Meer gekommen waren, und behandelte uns so ziemlich wie seine Untergebene. Er fing das fürchterlichste und unverständlichste Plattdeutsch mit seinen beiden Steuerleuten zu reden an, welches ich vor dem Auslaufen aus dem Hasen von ihm nie gehört hatte. Selbst

bei der Unterhandlung wegen des Ueberfahrts Geldes in Rio de Janeiro, vermügte ich bei ihm nie den anständigen Ton, den man nicht nur den Fremden, sondern auch den Näherstehenden schuldig ist, und jetzt war er mit einem Male in einen ganz andern Menschen umgewandelt worden. Er war, vor lächerlichem Uebermuthe und Stolz, auf dem Meere gebieten zu können, ganz ausgelassen.

Meine Tochter hatte in der kleinen Kajüte das Waschbecken von dem Kajütenjungen nicht gleich herauftragen lassen; hierüber sprach er eine gute halbe Stunde und gab vor, daß unter dem Fußboden der kleinen Kajüte eine Menge Waaren lägen, welche beim Durchlaufen des Wassers verderben müßten. Dann brummte er für sich, die Treppe des Verdecks hinaufsteigend: „Dat hät man von de verfluchte Passagiers.“ — Nicht lange darauf zerplatzte in der Kajüte ein kleines Fäßchen mit Branntwein, welches einige Tage einen unangenehmen Geruch verursachte; auch regnete es durch ein kleines Lustloch, welches zuzumachen vergessen worden, in die Kajüte, wobei der ganze Fußboden überschwemmt war, und darüber sprach er kein Wort.

Meine Schwester hatte mir einen großen Vorrath an Wein, eingemachten Früchten, Schinken, Würsten ic. mitgegeben. Ich sagte daher zum Kapitän gleich im Anfange, als wir aus dem Hafen herausfuhren, daß der Schinken und die Würste bereits durch die Hitze angegangen wären und wir die guten schnell verzehren, die angegangenen aber den

Matrosen geben wollten. Hierauf antwortete er mir, indem er, als wenn er recht was Wichtiges hervorbringen wollte, den Kopf auf die linke Seite legte und dabei das linke Auge zudrückte: „Wie wolle se wat . . . ten, dat können wie selber eten.“

Diese saubere Antwort von einem Schiffskapitän machte mich zittern vor der ferneren Unterhaltung auf der erst begonnenen langen Reise, und es schien mir daher das beste Mittel, um sich nicht in unangenehme Händel zu verstricken, ein jedes Gespräch mit ihm so viel als möglich zu vermeiden; auch war dazu, zu unserm Glück, nicht viel Gelegenheit; denn er lärmte und tobte den ganzen Tag über auf dem Berdeck mit den Matrosen, was uns auch nicht wenig auffiel, da wir dies bei unserer Hinreise von dem Kapitän Doormann nie gehört hatten, auf dessen Schiff überhaupt Alles sehr ruhig zuging. Dann prügelte er die drei mitgenommenen Schweine derb ab, wobei er ihnen vorher eine ordentliche Anrede hielt, gleich den Missethättern, denen man vor dem Hochgericht noch einmal das Urtheil vorliest und ihnen dann den Kopf abschlägt oder sie aufknüpft. Drehete er den Rücken auf dem Berdeck, so lachten nicht nur die Matrosen über ihn, sondern auch seine beiden Söhne, welche gleichfalls Matrosen waren.

Nie habe ich einen sonderbareren Menschen gesehen, als diesen Kapitän Klaus Hoop. Sehr oft stellte er sich selbst ans Ruder, wie ein gemeiner Matrose; ja einstmals sprang er am Ruder, gleich einem Unsinigen, zwei Fuß hoch, und dies aus der Ursache,

weil unter der Linie entweder kein oder entgegengesetzter Wind war, und dabei schrie er: „Dat wet och de Däbel, dat hiltse keen Beten und keen Fluchen, et kommt keen Wind.“

Für einen gebildeten Reisenden ist ein solcher Mensch ein Ungeheuer, und besonders, wenn er fünf, sechsbis Monate mit ihm und gleichsam von ihm abhängig auf einem engen Raume zubringen muß.

Auch einen nicht geringen Grad von Bosheit besaß unser Kapitän Klaus Hoop. Eines Mittags, als er mit dem Ober- und Unter-Steuermann die Seekarte vornahm, um eine Berechnung von der Gegend, wo wir uns befanden, zu machen, welches in der Kajüte geschah, war ich auf dem Verdeck. Mit einem Male hörte ich einen entsetzlichen Lärm in der Kajüte und der Kapitän kam wie ein Rasender auf das Verdeck mit den beiden Steuerleuten und schrie: der Neger! der Grünschnabel! will mit de Karte spioniren! — Ich fragte die Steuerleute, was vorgefallen sei? und erfuhr: daß der junge Kaufmann unten in der Kajüte am Tische geschrieben und dem Kapitän und ihnen nicht gleich Platz gemacht habe, damit sie die Karte über den Tisch hätten ausbreiten können; dabei sagten sie, sich gleichsam auch ein Ansehen und Gewicht gebend: „He will man trugen, mit Trug richt he bi uns nischt ut, mit Gute alles“ und was dergleichen dummer Schnack mehr. Ich stieg herab in die Kajüte, um mich von der Wahrheit der Aussage der Steuerleute im Stillen zu überzeugen, und gewährte, daß auf

dem Tische noch Platz genug war, um die Karte auszubreiten und daß es bloß Eigensinn und Bosheit von dem Kapitän war. Auf der Hinreise zeigte uns der Kapitän D o r m a n n jedesmal den Punkt auf der Seekarte, wo wir uns befanden; dieser nicht ein einziges Mal auf der ganzen Reise, und ich hätte mir es nicht unterstehen wollen, obgleich ich mich nicht vor dem Riesen, — er war groß und stark, überhaupt von Figur und Gesicht ein häßlicher Mann — dem Kapitän, fürchtete, die Seekarte in die Hand zu nehmen, um nachzusehen, weil dann das Loben und Lärmen auf der ganzen Reise nicht aufgehört haben würde.

Wegen des Auftrittes mit dem jungen Kaufmann, welches ein sehr stiller und bescheidener Jüngling war, verlor der Kapitän bei mir alles Zutrauen, obgleich ich ihm gleich von Anfang an nicht viel geschenkt hatte, und dies um so mehr, da er nach diesem Vorfall, der acht Tage nach unserer Abreise von Rio de Janeiro geschah, anfang mir eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wo um so mehr sein schlechter Charakter durchblickte. Er ließ nun, unter der Gewißheit mich auf seiner Seite zu haben, dem jungen Kaufmanne einen brasilianischen Affen krepiren und dergleichen mehr. Der Kaufmann nahm sich aber bei allen An- und Ausfällen auf seine Person sehr gut; er beobachtete das tiefste Schweigen, sprach mit dem Kapitän bis auf den letzten Augenblick der Ankunft in Eurhaven kein Wort mehr. Des Mittags am Tische und des Abends beim Thee brachte er nur

wenige Minuten zu und ging alsdann sogleich auf das Verdeck ic.

Die Aufmerksamkeit des Kapitäns gegen mich bestand nun darin: daß er mir ein Geschenk von ungefähr zwei Pfund portugiesischer Chocolate mit dem Bemerkten machte, daß mein zwar nicht unbedeutender Vorrath doch nicht bis Hamburg ausdauern würde. Ich nahm dieses Geschenk, um Ruhe und Frieden auf dem Schiffe zu haben, an, zahlte ihm aber bei der Ankunft in Hamburg den Werth derselben. Er ließ mir ferner eine Angel machen, um zum Zeitvertreib fischen zu können, ich fing aber nie mit der Angel einen Fisch. Ich äußerte, daß ein Bad unter der Linie, sowohl wegen der außerordentlichen Hitze, als auch wegen der oft eintretenden Windstille sehr angenehm und auch zweckmäßig sein müßte, sogleich ließ er mir ein großes Faß dazu einrichten. Bei einem solchen Bade muß man sich sehr in Acht nehmen; überhaupt nicht Baden, wenn keine Windstille eingetreten ist. Ich versah es einigemal und badete mich bei einem nur geringen Wehen des Windes, und mußte diese Unvorsichtigkeit mit einer viertägigen Krankheit, wobei ich das Bett hüten mußte, um wieder in Transpiration zu gerathen, büßen.

Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten des Kapitäns wären mir unter andern Umständen sehr angenehm gewesen, allein hier, wo der Grund in einer bösen Absicht gegen meinen Reisegefährten lag, waren sie mir sogar lästig —

Als der Kapitän endlich sah, daß ich meine Uns-

terhaltung mit dem jungen Manne, ungeachtet der Aufmerksamkeit, die er mir bewies, nicht abbrach, so ließen auch diese bald nach, obgleich er sich übrigens sehr in Acht nahm, mir in irgend einer Art zu nahe zu treten, weil er wohl sah, daß ich mich vor ihm nicht fürchtete.

Je näher wir Hamburg kamen, je mehr änderte sich der angenommene rauhe Ton unsers Hudibras, welchen Namen er von uns, in unserer Unerhaltung über ihn, erhalten hatte; er war sogar gegen den Beleidigten zuvorkommend, der aber seinen angenommenen Ton nicht änderte und ihm stillschweigend seine Verachtung gollte.

Am lächerlichsten erschien er uns, wenn er mit seiner Klugheit prahlte; er, der übrigens so bornirt war, daß er nicht die nöthige Kunde von dem besaß, was in sein Fach gehörte, so lachte er mir einmal gerade ins Gesicht, als ich vom Cap verd sprach und dahin zeigte, wo es liegt. „Dat fenne ik man nicht — sagte er — wo könne dat wol in de Welt sien?“ — Ihm war nämlich dieses Kap nur unter dem Namen der grünen Inseln bekannt.

Sein ewiges Klagen und Stöhnen, daß das von Rio de Janeiro mitgenommene süße Wasser, in vierundzwanzig Orhoft bestehend, nicht auf der Reise ausreichen würde, war unausstehlich. Es reichte nicht nur aus, sondern es blieb auch noch ein Orhoft Wasser bei unserer Ankunft in Hamburg übrig. Auf diese Weise quälte er nicht nur uns, sondern auch sich selbst.

Kartoffeln — Stockfisch — Hamburger Rindfleisch — Kapitäne — Ungeziefer — Skorpion — Zwieback — Butter — Thee, Theewasser — Kurieren auf Seemanier.

Acht Tage nach unserer Abreise von Rio de Janeiro fingen schon die vorräthigen Kartoffeln auf dem Schiffe an auszuslagen, und konnten bald darauf nicht mehr gegessen werden. Ein großer Verlust für uns, weil wir ein sehr gutes schmackhaftes Mittagsbrod, welches auch in Berlin zu den köstlichsten Gerichten gehört, dadurch entbehren mußten; nämlich Stockfisch in Butter mit Kartoffeln. Ohne Kartoffeln war der Stockfisch nicht gut zu genießen; auch gab der Kapitän, um das Wasser zu schonen, uns und den Matrosen keinen Stockfisch mehr, weil er zu sehr den Durst erweckte.

Es war kein Wunder, daß sich die Kartoffeln nicht hielten, weil sie bereits auf der zweiten Reise waren; die erste hatten sie von England nach Rio de Janeiro gemacht. Es befand sich darunter eine Art ganz kleiner Kartoffeln, welche sehr süß schmeckten.

Das Hamburger gefalzene und geböckelte Rindfleisch war bei der langen Hin- und Zurückreise vortrefflich geblieben. Das Salzfleisch wurde zuletzt zu salzig, so daß es mit Essig begossen werden mußte. Der Kapitän lobte besonders dieses Fleisch jeden

Mittag und sprach oft eine halbe Stunde darüber, so daß es uns zuletzt vorkam, als wenn wir in einem Hörsaal einer Vorlesung über die Kunst: Bökelsfleisch lange gut zu erhalten, beiwohnten.

Eigentlich heißen die Schiffskapitäns nur schlechtweg Schiffer, wie ich in ihrem Reglement selbst gelesen habe. Den Namen Kapitän, auf Plattdeutsch Käptain, haben sie sich selbst beigelegt. Sie sind nur Kreaturen der Kaufleute, in deren Gold sie stehen. Es giebt darunter Einige, so wie auch unser Klaus Hoop, die ein kleines Kapital im Betriebe des Schiffs oder vielmehr einen Schiffsantheil haben, viele dieser Kapitänns müssen aber, aus Noth gezwungen, oder wegen nur geringer Schiffahrt, wieder Steuerleute werden und sinken daher vom Befehlshaber sehr schnell zum Gehorchenden herab. —

Am meisten Bewunderung verdienten die schon oben, S. 198, erwähnten Insekten, welche auf alle nur mögliche Weise beschäftigt waren, einem das Leben in dem öden und engen Schiffsraume noch mehr zu verbittern; besonders war dies der Fall bei einer eingetretenen Windstille unter der Linie, wo schon ein dumpfes Schweigen herrschte und unser Schiff einem Kloster à la Trappe nicht unähnlich war; denn kein Mensch sprach, selbst die Matrosen sahen starr vor sich hin, weil keine Aussicht war, von der Linse fortzukommen.

Die abscheulichen Muskitos hauseten auf dem Verdeck und hielten sich in den Schlaspinden versteckt auf, um des Nachts mit ihrem Peinigen zu

beginnen. Hierzu gesellten sich nun eine ungeheure Menge Ameisen, Flöhe, Wanzen und Baratten; dann eine große Anzahl Mäuse, welche mit ihren spizen Zähnen die Propfen von den Weinbouteillen abknauelten und den Wein herausjogen. Der Obersteuermann fand sogar einmal einen Skorpion in seiner Coje.

Nach zwei Monaten waren in den Zwiebäcken mehrerer Fässer $\frac{1}{2}$ Zoll lange Würmer. Ein großer Theil dieses Zwieback's mußte daher den Schweinen, die wir am Bord hatten, gegeben werden; die übrigen noch brauchbaren wurden geöffnet, mit einer Bürste rein gemacht und den Matrosen gegeben. Wir hatten sehr schöne Hamburger Zwiebäcke und auch Butter, welche der Kapitän von dort mitgenommen hatte. Letztere erhielt sich auf der Reise in sternenen Töpfen ungemein frisch, obgleich sie bei der Ankunft in Hamburg elf Monate auf dem Meere und in einer beinahe unerträglichen Hitze gewesen war, nämlich drei Monate auf der Hinreise, drei Monate im Hafen von Riode Janeiro und über vier und einen halben Monate auf der Rückreise.

Des Abends gegen sieben Uhr wurde auf dem Schiffe eine große Terrine mit Thee gebrauet. In diesen heißen Thee wurde der erst von einander gebrochene Zwieback getaucht; nachdem der Thee etwas eingezogen, ließ man den Zwieback kalt werden und schmierte dann die frische Butter darauf. Der Geschmack eines solchen präparirten Butterbrodes war köst-

köstlich und es war wirklich noch das Einzige auf dem Schiffe, welches man mit Appetit aß.

Ein sehr gutes Getränk auf dem Schiffe war auch das sogenannte Theewasser, welches besonders in der Hitze, als Limonade, gute Dienste leistete und Kranken auch auf dem festen Lande empfohlen werden kann. Es wurde gleich nach dem Mittagessen mit wenig Thee bereitet und in vier Kannen auf den Tisch gestellt, wo man es nun kalt oder lauwarm, je nachdem man es für gut fand, genießen konnte. Es ist freilich ein widriges Getränk, da es ohne Zucker genossen wird, allein wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, so schmeckt es zuletzt erträglich genug; ja ich gestehe, daß mir die schönste Limonade nicht so angenehm schmeckte, als dieses ganz einfache, äußerst gesunde und schnell den Durst stillende und die Hitze mildernde Getränk.

Bei dem Theewasser äußerte sich unser Kapitän originell genug, er sagte: „Wird ener krank, dat is Seemanier (ein Lieblingsausdruck unsers Hudibras, welcher immer bei dem dritten Worte vorkam), so kuirren wi ihn flugs mit Theewater und Grüge, weter krigt he nischt zu freten!“ —

Medizinkasten mit Mixturen, Essenzen ic. wider
 allerhand Krankheiten — Aeskulaps —
 Delphine und deren Vergiftungen —
 Anekdoten — Gefahren auf der Reise —
 Schiffsdienst — Angst des Kapitäns bei
 Annäherung eines Schiffes — Vorkeh-
 rungen — Wirbelwind — Vorgespie-
 gelte, aber nie eingetroffene Gefahren —
 Strümpfe und Hemden. —

Jeder Kapitän führt einen kleinen englischen
 Medizinkasten mit Mixturen, Essenzen, Pillen ic.
 mit sich, welche gegen alle Krankheiten, gleichviel, von
 welcher Natur sie auch sein mögen, helfen; auch für
 Wunden und andere äußere Schäden giebt es in die-
 sem Kasten Salben, Pflaster ic.; dabei hat er eine
 schriftliche Anweisung, auf welche Art eine jede
 Krankheit kurirt werden und wie man die Arzneien
 einnehmen muß. Auf eine solche ärztliche Hülfe, so
 gepriesen sie auch von der Schiffsmannschaft wurde,
 mag ich mich dennoch nicht verlassen; besonders bei
 bedeutenderen Krankheiten, als eine bloße Seekrank-
 heit. Die Kapitäne geben sich als Aeskulaps selbst
 ein großes Gewicht, so wie überhaupt in Allem,
 weil sie Alles zu verstehen glauben. —

Wir hatten eine Menge Apfelsinen, Ananasse ic.
 mit auf der Reise genommen, allein nach vierzehn Ta-
 gen war die Hälfte davon verdorben und ungenießbar.

Die Matrosen fingen einige Delfine mit Harpunen und richteten sie zu. Sie haben beinahe den Geschmack des Lachses, nur sind sie nicht so fett. Ehe diese Fische starben, wechselten sie viermal ihre Farbe, nämlich das glänzende Hellblau ging in's Dunkelblau, dieses in's Gelbe und dieses wieder in's Grüne über, welches einen herrlichen Anblick gewährte.

Beim Kochen eines Delfins wurde jedesmal aus Vorsicht, daß er Gift bei sich haben könnte, ein spanischer Thaler in den Delfin gesteckt, welcher mit kochen mußte; wurde nun dieser Thaler schwarz, so war der Delfin vergiftet und wurde ins Meer geworfen, geschah dies nicht, verzehrt. Nach der Aussage des Kapitäns, sollen sie sich im ersteren Falle an einer Kupferbank, die es im Meere geben soll, aufgehalten haben. Der Kapitän erzählte zum Beweise des Vergiftens folgende Anekdote, die ich ihm hier wörtlich nacherzähle, weil ich wohl weiß, daß die Schiffskapitäns gleich den Weidmännern das große Messer führen.

Vor einigen Jahren befand sich ein Schiff in der Gegend der Linie, worauf sich die Matrosen auch mit dem Fangen der Delfine vergnügten. Als sie eine kleine Anzahl erhascht hatten, wurden sie von dem Koch des Schiffes, ohne vorher einen Thaler hinein zu legen, zubereitet und von dem Kapitän und sämmtlichen Matrosen genossen. Der Kapitän und die sämmtliche Schiffsmannschaft, mit Ausschluß des Kochs, der nichts von den Delfinen gegessen hatte,

starben. Dieser, welcher nun ganz allein auf dem Schiffe war, wäre auch gewiß die sichere Beute des Todes geworden, da er das Schiff allein nicht zu regieren im Stande war, aber glücklicher Weise zeigte sich nach wenigen Tagen ein anderes Schiff. Der Koch gab sogleich durch einige Nothschüsse und durch Aufsteckung der Flagge ein Signal, wobei das fremde Schiff schnell herbei eilte und er mit der ganzen Ladung gerettet wurde.

Eine andere von ihm erzählte glaubwürdigere Anekdote ist folgende: Vor gleichfalls einigen Jahren sah der Steuermann eines Schiffes etwas Auffallendes im Meere, ohne es in der Entfernung durch ein Sebrohr unterscheiden zu können; er rief sogleich den Kapitän und die Matrosen herbei und alle sahen gleichfalls durch das Sebrohr, ohne den Gegenstand, der einem Meerungeheuer nicht unähnlich sah, zu erkennen. Es wurde nun beschlossen, mit großer Vorsicht näher heran zu segeln, und siehe da, das geträumte Ungeheuer war ein von einer Wasserhose umgeworfenes Schiff, welches sich noch auf der Oberfläche des Wassers erhalten hatte. Man segelte nun heran und der erste Steuermann begab sich auf einem Boote zu dem verunglückten Schiffe. Mit einem langen Schiffshaken zog er einen Mantelsack aus der Kajüte und mit dieser einzigen Beute begab er sich wieder auf das Schiff zurück. Der Kapitän ließ sogleich den Mantelsack öffnen und fand darin das Bildniß seines Freundes, dem der Mantelsack angehörte, nebst mehreren Briefen nach Amerika.

Nach dem Inhalte dieses Mantelsacks und anderen nachher eingezogenen Nachrichten, befanden sich in der Kajüte dieses Schiffes vierundzwanzig Reisende, worunter auch der Freund des oben erwähnten Kapitäns, und diese, nebst dem Kapitän und den Matrosen des verunglückten Schiffes, waren eine Beute des Todes geworden.

Es ist freilich wahr, daß die Gefahren auf einer solchen Reise groß und vielfältig sind, allein sie sind doch nicht so groß, wie sie im Allgemeinen ausgesprochen werden. Wie viele Schiffe kommen nicht glücklich nach Amerika und auch wieder zurück. Auf der Ostsee, dem Cattegat u. ist der Reisende ungleich mehreren Gefahren ausgesetzt.

Der Schiffsdienst ist sehr beschwerlich und kann wohl den Kapitän und die Mannschaft zum Unwillen reizen. Alle vier Stunden löset sich der Kapitän mit dem ersten Steuermann auf dem Verdeck Tag und Nacht ab. Der zweite Steuermann leistet jedesmal, wenn der Kapitän die Wache hat, Dienste.

Wenn eine Hon-, oder Regenwolke, wobei sich gewöhnlich ein heftiger Wind erhebt, kömmt, so kann es der Schiffskapitän, oder der erste Steuermann, welcher von beiden gerade die Wache hat, sehr leicht versehen, wenn er die Segel nicht geschwind genug einziehen läßt; denn zuweilen kommt eine solche Regenwolke, vom Sturme getrieben, sehr schnell, so daß die Matrosen die vom Winde aufgeblasenen und daher stark angespannten Segel mit Anwendung aller Kräfte nicht einziehen können, und

dann das Schiff Gefahr läuft, durch den Wind, wegen der Segel, umgerissen zu werden.

Wenn unser Hudibras (Schiffskapitän) ein Schiff von Ferne kommen sah, so verlor er gleich alle Gegenwart des Geistes, obgleich er dabei pfliffig genug war, dies so viel als möglich zu verdecken; ich wußte aber, trotz seiner fingirten Standhaftigkeit, jedesmal die wahre Furcht von der bloßen erheuchelten zu unterscheiden; denn ich sah ihm bei jeder Aeußerung von einer nahen Gefahr sogleich scharf ins Gesicht, wo ich erstere an der Veränderung der Gesichtszüge bald bemerkte. Zum Glück traf eine wirkliche Gefahr nie ein, auf welche ich immer vorbereitet war; denn bei der Annäherung eines Kapers hätte ich meiner Tochter sogleich die Kleider des Kajütenjungen anziehen lassen und sie übrigens so verstellt, daß man sie nicht als Frauenzimmer würde erkannt haben. Außer dem Koffer von meiner Tochter hatte ich weiter nichts mehr zu verlieren, als einen einzigen schwarzen Frack, den ich mir vor meiner Abreise in der Geschwindigkeit in Rio de Janeiro hatte machen lassen, um mich bei dem Könige beurlauben zu können; der dänische Gesandte ließ mir hferzu einen Chapeau à claque mit goldenen Kordons.

Kömmt ein Kaper und überwältiget dasjenige Schiff, welches ihm begegnet und worauf er sogleich, wenn er es nach einem schnellen Ueberblick nicht an Mannschaft überlegen findet, Jagd macht, so nimmt er nicht nur den größten Theil der Lebensmittel, sondern auch alle Sachen von Werth mit. Ja, die

Kaper, Inſurgenten und wie dieſe Räuber alle heißen und ſich einen Namen geben, kleiden ſogar die Reiſenden aus und plündern ſie. Nach der Verſicherung des Kapitäns Doormann, eines glaubwürdigen Mannes, iſt er auf einer Reiſe nach St. Tomas in Zeit von drei Wochen zweimal von zwei verſchiedenen Kapern ausgeplündert worden, ſo daß er, außer einer alten Jacke, die ihm die Räuber gelassen, auch nicht das geringſte Kleidungsſtück bei ſeiner Ankunft in St. Tomas behalten hatte. Das ſchlimmſte iſt die Wegnahme des süßen Waſſers, wie ſchon oben, S. 199, angeführt worden, beſonders wenn das Schiff noch einige hundert Meilen von einem Ankerplaz entfernt iſt.

Einer zweiten Gefahr, welche jedoch ſelten eintritt, iſt das Schiff ausgeſetzt, wenn es auf dem Meere ſehr finſter iſt und ein anderes, vom Sturme getriebenes, Schiff dagegen ſtößt, wobei beide ſich dergeſtalt zerſtoßen können, daß an Ausbesserung nicht zu denken iſt, und ſich die Mannſchaft, Reiſende ꝛc. nur ſchnell auf die Bötze retten müſſen, weil das Waſſer dann mit Macht eindringt und das Schiff mit der ganzen Ladung in den Grund rührt. Außer dieſen beiden angezeigten Gefahren giebt es auf dem offenen Meere, außer einem Sturme, keine; nur bei den Häfen und wo Sandbänke, Felſen ꝛc. ſich im Meere befinden, welche Stellen die erfahrenen Seeleute aber ſchon kennen, muß Vorſicht gebraucht werden. —

Wirbelwinde ereignen ſich ſelten, entſtehen ſie,

so sind sie den Schiffen gefährlich. Auch wenn die See bei starkem Sturme sehr hoch geht und die Wellen stark gegen das Schiff anschlagen, so kann dieses, wenn es nicht stark gebauet ist, leicht zerbrechen werden, wo dann auch keine andere Rettung übrig bleibt, als sich den stürmischen Wellen auf Böten anzuvertrauen, die in der größten Schnelle aus dem Schiffe in's Wasser gelassen werden müssen; oft gelangt man glücklich zu einem andern Schiffe oder ans Land, jedoch zum öfteren wird man mit dem Boote von den Wellen verschlungen.

So lange ich auf dem offenen Meere und nicht in der Nähe von Inseln u. war, hatte ich auch keine Besorgniß; selbst bei dem großen Sturme, den wir späterhin hatten, blieb ich ruhig, nur war es höchst unangenehm, nie recht zu wissen, in welcher Gegend man sich befand, weil der Kapitän aus reiner Nichtswürdigkeit uns nie damit bekannt machte und uns auch die kleinste Gefahr stets groß und mit den schwärzesten Farben malte.

Nach vielen vergeblichen Wünschen passirten wir endlich am 3. April die Linie, indem ein ziemlich starker Wind unsere Segel schwellte. Wir brachten auf dieser Strecke vierundsechzig Tage zu, die wir bei günstigerem Winde höchstens in zwölf Tagen zurückgelegt haben würden.

Wir waren sehr unglücklich weiter keine Bücher, als nur die Reisen des jungen Anacharsis zu besitzen, welches Buch ich zufällig auf dem Schiffe fand und wohl zehnmal durchgelesen habe. Allein

oft war man auch gar nicht zum Lesen aufgelegt; denn man konnte stundenlang auf dem Verdeck an eine Tonne gelehnt dem Spiele der Wellen zuschauen, wobei oft der Geist ganz abwesend war. Meine Tochter war, außer der Sehnsucht nach ihren Geschwistern, noch am glücklichsten, sie konnte gut schlafen und hat auf der ganzen Reise zwanzig Paar Strümpfe gestrickt und zwölf Hemden genähet.

XXXIII.

Vorausberechnung der Ankunft in Hamburg
 — Hayfisch — Säugefisch — Zahl der
 gefangenen Fische auf der Rückreise —
 Weiß- und Schwarzsauer — Klöße —
 Pannekuken — Pudding — Hochbeinige
 brasilianische Hühner.

Nachdem wir die Linie hinter uns hatten, erblickten wir ein Schiff in der See, in der Größe eines Punktes, welches uns ein ganz neues Schauspiel war, da wir über zwei Monate, außer Delphinen, welche in der Nacht einen phosphorartigen Schein von sich geben, und andern Fischen, Inseln etc., auch nicht das Geringste von Bedeutung auf dem Meere gesehen hatten.

Wir zählten nun jeden Tag, an welchem wir wohl in Hamburg eintreffen konnten; denn der dritte Theil

des Weges war schon zurückgelegt. Die Schiffskapitäns hören solche Vorausberechnungen nicht gern; auch das sichere Rechnungmachen auf günstigen Wind 2c.; wahrscheinlich weiß ein Jeder aus Erfahrung, wie oft er schon in solchen Hoffnungen getäuscht worden ist. —

Die Matrosen fingen eines Tages mit einem großen eisernen Angelhaken, der an einem langen und starken Stricke befestiget worden, und woran als Köder eine Menge getrockneter Stockfische, Knochen, Lappen von Segeltuch 2c. gebunden waren, einen Hanfisch. Man sieht diesen Fisch schon von weitem sehr langsam angeschwommen kommen, weil er sehr träge ist. Sobald er diesen Köder wahrte, so schnappte er danach und verschlang ihn; er wurde nun von den Matrosen mit großer Körperanstrengung auf das Verdeck gezogen, wobei er sich gewaltig widersetzte. Man hieb ihm gleich mit einem Beile den Schwanz ab, damit er sich verbluten sollte; dann wurde er aufgeschnitten, wobei er noch mehrere Male über vier Fuß in die Höhe sprang, und das Eingeweide herausgenommen, wo man eine Menge Fische von verschiedener Art und Größe fand, die zwar todt, aber noch ganz unverfehrt waren. Auch nachdem der Hanfisch sich fast ganz verblutet hatte und gänzlich ausgenommen worden war, sprang er doch noch einige Male den Matrosen bis an die Brust, welches unglaublich scheint, allein ich habe es selbst gesehen und kann es daher gewissenhaft anführen. Der Rückgrat dieser Thiere ist so stark, daß

man daraus einen tüchtigen Stock in der Dicke eines spanischen Rohrs, auch kleine Steine zum Damenspiel dreheln kann. Die Haut desselben, welche im Handel Fischhaut genannt wird, ist sehr scharf und dient, das Holz zu Möbeln und andren feinen Arbeiten wie mit einer Feile glatt und eben zu machen.

Merkwürdig war mir auch ein kleiner Säugefisch, welcher auf dem Rücken eines andern gefangenen Hanfisches saß. Dieser Säugefisch hat die Größe, überhaupt die Gestalt der Karauschen und ist der Feind des Hanfisches, welcher sich von ihm, wegen seiner Unbeholfenheit, nicht befreien kann; er saugt ihm das Blut ab.

Auf unsrer ganzen Rückreise hatten wir zehn Delfine, sechs Hanfische und vier Boniters gefangen; letztere haben die Größe der Delfine, nur ist das Fleisch dürr und geschmacklos und gleicht dem schlechten Rindfleische. Auch zwölf fliegende Fische wurden von den Wellen auf das Verdeck geworfen.

Das erste von den aus Brasilien mitgenommenen drei Schweinen wurde gleich, nachdem wir die Linie passirt waren, geschlachtet. Das frische Fleisch davon war für uns eine wahre Delikatesse, da wir uns so lange mit gesalzenem und geböckeltem Fleische hatten begnügen müssen; auch schmeckte es sehr angenehm, weil die Mast aus Erbsen, verdorbenen Kartoffeln, verdorbenem Zwieback &c. bestand. Ein solches Schwein reichte beinahe vierzehn Tage aus. Es wurde nämlich von einem großen Theil des Fleisches Weiß, und Schwarzsauer gemacht, ein

Liebblingsgericht des Kapitäns, wozu große in Wasser geknetete Klöße von sehr schönem Weizenmehl, welches der Kapitän aus Hamburg mitgenommen hatte, gegeben wurden, die aber einen eisernen Magen zur Verdauung erforderten, wenigstens bekamen sie mir sehr übel. Der Kapitän, ein gewaltiger Esser oder vielmehr Fresser, fand diese Klöße ebenfalls sehr unverdaulich, und nannte sie Magenpflaster, verzehrte aber dennoch fünf bis sechs Stück, statt wie bei einem wahren Heißhunger kaum jeder einen verzehren konnten.

Eine andre Mehlspeise wurde auf plattdeutsch Pannekuchen, (Pfannenkuchen) genannt und bestand aus demselben feinen Mehle und etwas Butter, und wurde wie ein Eierkuchen, jedoch drei übereinander gelegt, gebacken. Mit etwas Zucker bestreut ließ sich dieses Gericht schon essen. Ein andres ziemlich gutes Gericht bestand aus Reis und Hamburger Bödelfleisch; allein der sogenannte Pudding, eine Lieblings- und Sonntagspeise der Seeleute, und welcher auch in der Woche dann und wann als eine Begünstigung gegeben wurde, wollte mir nicht behagen. Er bestand aus Mehl, Wasser und etwas Butter, und wurde des Morgens um neun Uhr in unsrer Gegenwart in der Kajüte von dem Obersteuermann zusammengerührt; dann die Masse in einen weißen leinwandnen Beutel, in Form eines Cylinders, gestopft und zwei Stunden in Seewasser gekocht. Dieses Gericht schmeckte wie Buchbinderkleister. Hierzu wurde nun noch eine Sauce von altem Schweinfett gegeben.

Von diesem merkwürdigen Gerichte mußte man etwas genießen, that man es nicht, so erhielt man ein sehr ungnädiges Gesicht. Dasjenige, was von diesem Gerichte übrig blieb, wurde in kleine Scheiben geschnitten, diese in Butter gebraten und des Abends zum Thee als eine Delikatesse aufgesetzt. Auf diese Weise zugerichtet ließ es sich noch eher genießen.

Das zweite Schwein sollte bald darauf, als das erste verzehrt war, geschlachtet werden, allein es erhielt Krämpfe und mußte über Bord geworfen werden, und so wurden wir um die Hoffnung, recht bald wieder frisches Schweinefleisch zu essen, betrogen.

Meine Schwester hatte mir bei meiner Abreise von Rio de Janeiro zwanzig hochbeinige Hühner mitgegeben, die aber größtentheils starben. Sondersbar, daß sie sich vorher mit dem Schnabel den größten Theil der Federn ausrupften. Sie hatten sich alle wund gefressen und waren, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege von Seiten des Kapitäns, welches ich ihm wieder zum Lobe nachsagen muß, so mager und dürre als ein Gerippe. Ich hatte in Rio de Janeiro Mais zum Futter für sie eingekauft, weil weder Gerste noch Hafer zu bekommen war und dieses Futter muß ihnen bei dem zweimonatlichen Aufenthalte unter der Linie zu hitzig gewesen sein. Die brasilianischen Hühner sind auch sehr begierig nach Aas und wo sie nur ein Stückchen davon wittern, scharren sie es mit ihren Pfoten aus und verschlingen

es. Von den europäischen Hühnern habe ich dieses noch nicht gesehen. —

XXXIV.

Entgegengesetzter Wind — Affe — Vertraulichkeit des Affen mit einem Huhne — Todt beider — Sturm — Nachlaß des Sturms — Wellen — Wiß des Kapitäns — Untergehende Sonne — Freude über die Ankunft eines Schiffes — Gefahr — Wurzelbaum des Kapitäns.

Nachdem wir die Linie bereits vierzehn Tage passirt waren, stellte sich ein entgegengesetzter Wind ein, der unser Schiff nach West-Indien trieb.

Einer der merkwürdigsten Vorfälle auf dieser Rückreise, war derjenige mit dem bereits oben erwähnten und durch die Schuld des Kapitäns und der Matrosen krepirten Affen, welcher meinem Reisegesährten, dem jungen Kaufmanne, gehörte. Dieser Affe wurde aus hämischer Absicht von dem Kapitan, den Steuerleuten und den Matrosen unaufhörlich ge-neckt. Da nun dieser Affe das Diebesorgan im höchsten Grade besaß, so ließ ihn der Kapitan oft frei herumlaufen; wenn nun die Matrosen bei gutem Wetter des Mittags auf dem Verdeck ihre Gräße ic.

aßen, so kam der Affe ganz leise herangeschlichen, sah sich überall um, ob die Matrosen beschäftigt waren, und fraß dann eiligst von der Brüste. Ertappten sie ihn nun dabei, so wurde er jämmerlich geprügelt, so daß das Geschrei des armen Thieres mich jedesmal tief schmerzte. Anfangs des Wais wurde der Affe sehr krank, welches wahrscheinlich von der plötzlich eingetretenen Kälte herrührte, die so empfindlich war, daß man des Nachts sich kaum unter mehreren Decken erwärmen konnte. Der arme Affe zitterte immerwährend wie ein Espenlaub und wurde von dem Kapitän mit einem einzigen noch übrig gebliebenen, wohl gemästeten europäischen Huhne, in einen großen Käfig eingesperrt. Im Anfange konnte sich der Affe mit dem Huhne nicht gut vertragen, allein zuletzt wurden sie so vertraut mit einander, daß das Huhn den Affen, welcher von Tage zu Tage elender wurde, mit seinen über ihn ausgebreiteten Flügeln erwärmte. Nahm man den Affen aus dem Käfig heraus, so kakelte das Huhn so lange, bis man ihn wieder zu demselben hinelugesetzt hatte. Endlich starb der Affe auf dem Schooße meiner Tochter. Das Huhn vermistete ihn, wurde krank, sichtbar mager und mußte schnell geschlachtet werden, um dem nicht mehr fernem Tod zuvor zu kommen. Der Affe wurde nun von meiner Tochter in ein wollnes Zeug gewickelt und über Bord geworfen. Noch vor seinem Ende reichte ich ihm in warmen Thee eingetauchten Zwieback, allein er schüttelte mit dem Kopfe und machte eine Pantomime, welche anzudeuten

schien, daß er sein nahes Ende fühlte. Wahrlich diese Szene war erschütternd. Er wurde übrigens heimlich über Bord geworfen, um dem Kapitän und den Matrosen so lange als möglich seinen Tod zu verbergen, damit sie ihre Schadenfreude nicht so schnell an den Tag legen konnten.

Am 22 Mai begann in der Gegend der azorischen Inseln ein heftiger Sturm, welcher drei Tage anhielt. Das entsetzliche Geheule des Windes und das Anschlagen der Wellen an unsere Kajüte, welches wie eine dumpfe Kanonade klang, setzte uns in Furcht und Schrecken; besonders da wir immer glaubten, daß durch die Gewalt der Wellen die Schiffswände zerschmettern würden. Der Kapitän stieg zu uns mit den Worten in die Kajüte herab: „Nun lat et man up gut Glück gehen, dat Schipp kann ik nich mehr regieren.“

Die See ging während des dreitägigen Sturmes sehr hoch und die Wellen schlugen über das Schiff zusammen und droheten es zu verschlingen. Die Matrosen hielten sich auf dem Verdeck an den Tauwerken. Der Kapitän ließ uns während des Sturmes nicht auf das Verdeck, um nicht von den Wellen mit fortgerissen zu werden.

Als wir nach drei Tagen wieder aus unserm Kerker befreit wurden und auf das Verdeck gehen konnten, um frische Luft zu schöpfen, so gewahrten wir den Nachlaß des Sturmes. An der einen Seite des Schiffes war die starke Verkleidung mitten von einander gesplittert, obgleich die Bretter über einen
Zoll

Zoll dick waren; auch war die Thür der Küche, gleichfalls von starkem Holz, von der Gewalt der Wellen zersplittert.

Auch nach dem Sturme thürmten sich noch einige Tage die Wellen, welches einen furchtbaren Anblick gewährte. Selbst bei gänzlicher Windstille und dem schönsten Sonnenscheine, thürmten sie sich an den Seiten gleich Felsen und brachen sich zuweilen auf dem Verdeck, wo dann das Wasser durch die Rinnen und Löcher auf dem Verdeck des Schiffes gleich wieder abließ.

Unser Hudibras (Kapitän) hatte auch wieder manches Gute. So kam er bei dem Sturme einmal in die Kajüte und sagte zu mir in hochdeutscher Mundart: Sehen Sie, was man Alles ausstehen muß, damit der Kaffee in Berlin noch einmal so theuer, als in Brasilien verkauft werden kann. Diese wirklich treffende Bemerkung kontrastirte übrigens sehr mit seinem sonst sehr wässerigen Wize.

Ein wahres Stärkungsmittel war mir die untergehende Sonne auf dem Meere. Oft wenn ich den Erdummen meines Schicksals nachhing oder von bangen Sorgen gequält den Muth verlor, so raffte ich mich am Abend schnell auf, lief auf das Verdeck und sah in die untergehende Sonne, und jedesmal kehrte ich gestärkt gegen die noch zu erwartenden Stürme des Schicksals wieder in die Kajüte zurück. Ich kann diese, bei mir nie ohne Erfolg gebliebene, Erfahrung, die ich auf dem Meere beinahe alle Abende, nachdem ich mich am Tage mit schwarzen Bildern über meine und meiner vier Kinder Zukunft

gequält hatte, machte, jedem empfehlen, dem ein gleiches oder ähnliches Schicksal wie mir zu Theil wurde.

Bei den sich oft thürmenden Meereswogen ging das Schiff einigemal sehr schräg; ich setzte mich daher bei Tische hinter dem Stuhle meiner Tochter und lehnte den meinigen an die Wand, um mit meinen Knien mich gegen den Stuhl meiner Tochter zu stemmen, weil auf ihrer Seite sich gerade die Abschüssigkeit des Schiffes befand. Meine Tochter langte mir das Essen über ihren Stuhl zu. Als der Kapitän dieses gewahrte, machte er sich darüber lustig und sagte: Dat is nischt, dat is mi nich Seemaniem, Sie münten sich mit de ene Fuß gegen stämmen, wo et schräg is. Kaum hatte er dies gesagt, so schlug eine Welle gegen das Schiff, daß mein guter Klaus Hoop einen gewaltigen Burzelbaum von seinem Stuhle schoß, und der Teller mit den Erbsen und dem Hamburger Rindfleisch, so auch Messer und Gabel, kurz daß das ganze Essen über ihn herfiel. Es hielt schwer, sich bei diesem höchst possirlichen Manoeuvre wider Willen und nicht nach Seemaniem, das Lachen zu enthalten. Der Kapitän raffte sich verdrüsslich und beschämt unter den Trümmern der Gefäße und den Restern der Mahlzeit von dem Boden auf und sprach kein Wort weiter.

Nach dem Sturme erhielten wir einen sehr günstigen Nord, Westwind. An einem Tage begegneten wir fünf Schiffe aus englischen Häfen, welche ganz dicht an uns vorüber nach Westindien segelten. Wir freuten uns sehr bei dem Anblick der Schiffe, allein

diese Freude hätte sehr übel ablaufen können, indem ein Schiff so nahe an uns herankam, daß es durch die Unvorsichtigkeit unsers am Ruder sich befindenden Matrosen hätte ein Loch in das unsrige stoßen können. Der Kapitän schrie und war ganz außer sich; zum Glück streiften sie aber nur aneinander.

XXXV.

Galeren — Empfindung am Abend beim
 Glanz der Sterne und des Mondes —
 Attraction des Mondes — Günstiger
 Wind — Eber — Lothse — Musik der
 Wellen — Kanal — Leuchtturm —
 Gesundheits-Commission — Cuxhaven —
 Hamburg — Ende der Reise.

Die Galerens auf der Höhe von Portugal, die ich bereits oben, S. 11., erwähnt habe, sind sonderbar gebauet. Sie gleichen einer Blase, an der viele feine Fäserchen hangen; rund herum haben sie eine Art Einfassung, die wie ein schmales seidnes Band von rother oder blauer Farbe, gleich der Einfassung um ein Whistmarkenkästchen, dem dieses Thier überhaupt gleicht, sich sehr schön ausnimmt. Die Portugiesen nennen dieses Thier Manuar, die Engländer Man of war und die Franzosen Galère. Ich war froh als wir die Höhe von Portugal im Rücken hatten und solche Geschöpfe nicht mehr sahen. Diese Galerens sollen giftig sein; denn bei der

nur geringsten Berührung soll man sogleich auf der Haut eine starke, mit einem heftigen Schmerz gepaarte, Entzündung verspüren, gleich der Wirkung eines spanischen Fliegenpflasters.

Eine unbeschreibliche Empfindung genoss man an einem ruhigen und heitern Abende auf dem Meere. Die unbeschreibliche Stille auf dem Schiffe, das Auf- und Niederschlagen der Wellen, das unendliche Heer der Sterne am Firmamente, der Mond in seiner Pracht, kurz dies Alles macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf den gefühlvollen Menschen und der Kapitän Doorman versicherte mir auch, daß der Mond eine besondere Attraction besäße, die den Matrosen auf dem Verdeck sehr gefährlich wäre, indem mehrere Matrosen von ihm, dadurch geschwollene und ganz verzerrte Gesichter erhalten hätten.

Der Wind war unserer Fahrt jetzt überaus günstig und blies dabei so stark in die Segel, daß es uns in der Kajüte vorkam, als führen wir auf einer Chaussee mit vier Pferden im stärksten Galopp. Wir kamen sehr schnell in den Kanal. Wegen des starken Nebels wußten wir nicht, daß wir schon sechs Meilen in demselben waren. Der Kapitän war in der größten Angst; denn er wußte nicht, in welcher Richtung sich unser Schiff befand. Das Senkblei wurde alle vier Stunden ins Meer geworfen, wobei es sich endlich zeigte, daß wir dem Lande nahe waren; denn wir fanden Grund und die See wurde grünlicher. Der Kapitän befürchtete, daß wir bei anhaltendem Nebel beim Eingange des Kanals an den daselbst befindlichen Sandbänken

scheitern würden; allein der Nebel legte sich bald und zu unsrer Freude befanden wir uns, wie schon bemerkt, in dem Kanal. Ein Blankeneser Eber kam uns mit den Lothsen entgegen. Ein solcher Eber hat nur einen Mast und ist mit drei Mann besetzt; sie kommen von Blankenese bei Hamburg und fahren aus dem Kanal heraus in den Ocean, den ankommenden Schiffen mit den Lothsen entgegen und bringen gewöhnlich Fische mit. Die Fische, welche der auf uns zukommende Eber mit sich führte, schmeckten uns vortreflich. Der Lothse blieb am Bord unsers Schiffes, seine beiden Gefährten segelten mit dem Eber wieder zurück.

Der Lothse fuhr mit uns bis zu dem nächsten Wachtschiffe vor Cuxhaven, wo ihn dann ein anderer Lothse ablösete.

Der günstige Wind dauerte bis zu Ende des Kanals, wo er mit einem Male aufhörte. Während des günstigen Windes, von den Norischen Inseln an bis Hamburg, hörte ich Tag und Nacht folgende Musik der Wellen, bald leise bald stark, je nachdem der Wind stark oder minder stark blies.



Selbst in Berlin behielt ich diese Harmonie noch zehn Tage lang vor den Ohren.

Die schnelle Reise durch den Kanal, welche Anfangs Juni geschah, war sehr interessant. Wir passirten ganz nahe an der Grafschaft Sussex, der Insel Whigt, Dover &c. vorbei; man konnte sehr deutlich das schöne Grün der Felder unterscheiden; dann gewahrten wir auch zugleich eine außerordentliche Anzahl kleiner und größerer Schiffe, welche von England nach Frankreich und von Frankreich nach England aus dem Kanal hinüber fuhren. Die neuen herrlichen Leuchthürme in dem englischen Kanal fesselten meine Aufmerksamkeit, weil in dem Hafen von Rio de Janeiro, nach der Versicherung meines Schwagers, auch dergleichen Leuchthürme errichtet und die Kosten durch einen neuen Impost der fremden Schiffe bestritten werden sollen. Der ungünstige Wind, welcher sich, nachdem wir den Kanal verlassen hatten, erhob, trieb uns nach den Sandbänken in der Nordsee. Der Kapitän war darüber sehr verdrießlich und äusserte, daß er auf derselben Stelle vor zwei Jahren vier Wochen zugebracht hätte und daß es schiene, als sollte es in diesem Jahre wieder der Fall sein, allein es war nicht so, der Wind erhob sich wieder und wir kamen den 8 Juni des Jahres 1820 bei Cuxhaven vor Anker, wo uns eine Gesundheits-Commission am folgenden Morgen auf eine sonderbare Weise untersuchte. Diese Commission bestand aus sechs Personen. Der Arzt derselben kam aber nicht an den Bord unsers Schiffes, sondern blieb auf dem Seinigen, welches dicht herankam. Die Passagiere, Matrosen &c. mußten sich dieser Gesundheits-Commission auf dem Verdeck zeigen und

der Kapitän mußte zwei Finger seiner rechten Hand in die Höhe heben und schwören, daß kein Kranker sich auf seinem Schiffe befinde. Jetzt konnte das Schiff wieder absegeln, allein nur bis Stade, auf dem Wege nach Hamburg, wo es eine Nacht, wegen eines hannoverschen Zolles, bleiben mußte.

Wir lagen nur einige hundert Schritte von Cuxhaven vor Anker, wo wir den so lange entbehrten Anblick des Landes und der herrlichen Vegetation genossen. Die kleinen niedlichen Häuser von Cuxhaven nahmen sich besonders schön aus.

Nach geschehener Untersuchung des Gesundheitszustandes unsres Schiffes, sollte dasselbe sogleich wieder absegeln. Ich bat die Gesundheits-Commission mich und meine Tochter mit nach Cuxhaven zu nehmen, welches sie auch sogleich bewilligte. Welche Freude! Mit einem Sprunge war ich und meine Tochter in dem Boote der Gesundheits-Commission und würdigte bei der Abfahrt desselben den Herrn Klaus Hoop keines Blickes weiter. Ich erzählte der Commission das Benehmen des Kapitäns während der Reise von Rio de Janeiro bis hierher und erhielt zur Antwort, daß der Herr Kapitän bereits als ein eigennütziger Mensch bekannt sei.

In Cuxhaven genoß ich zum ersten Male wieder eine gute Bouillon, überhaupt ordentliches Essen, allein diese außerordentliche Veränderung von dem kleinen eingezwängten Raume auf dem tobenden Elemente, zu dem großen Erdenrund machte auf mich und auf meine Tochter keinen sonderlichen Eindruck mehr; wir waren vom Schicksale schon zu sehr ge-

benzt, um diese erste Wohlthat, sich wieder auf dem festen Lande und unter guten Menschen zu befinden, ganz empfinden zu können.

Ich nahm in Cuxhaven einen Eber, welcher sehr schnell segelt und fuhr darauf mit meiner Tochter nach Hamburg. Bei Stade, wo wir auch wegen des Zolls verweilen mußten, sahen wir unser Schiff. Ich schickte sogleich den Lothsen von unserm Eber zum Kapitän Klaus Hoop, um meinen Koffer ic. in Empfang zu nehmen, welche Sachen ich auch sogleich erhielt.

Ich rathe einem jeden Reisenden, zur See einen schriftlichen Kontrakt mit dem Kapitän oder Schiffer aufzusetzen und darin Alles genau anzugeben; denn hat ein Schiffskapitän oder Schiffer erst die Ueberfahrtsfelder in dem Beutel und die Person auf dem Schiffe, so thut er was er will und der Reisende ist so zu sagen sein Sklave. Es giebt aber auch hier Ausnahmen, welches der brave Kapitän Doormann auf unsrer Hinreise zur Genüge bewies.

Am 9. Juni kamen wir in Hamburg an, wo ich wegen eingetretener Kränklichkeit meiner Tochter noch drei Tage verweilen mußte. Am 13. reiste ich von Hamburg nach Berlin, wo sich dann meine unglückliche Reise endigte.

X 022

53

4/4/18

30943

24622